

# DIE WELTWOCHEN



## **Kirche und Sex**

Wie der oberste Reformierte Gottfried Locher abgetischt wurde.

*Von Christoph Mörgeli*

## **Jositsch hilft Weidel**

Der SP-Ständerat und die AfD-Politikerin. *Von Alex Baur*

## **Ein Winston Churchill des Balkans?**

Für die einen ein Held, für die anderen ein Verbrecher:  
Kosovos Präsident Hashim Thaci. *Von Tim Judah*



Urteilspublikation  
zugunsten von  
Jolanda  
Spiess-Hegglin

**JUNGFRAU**

**TOP OF EUROPE**

# Wir haben die schönste Terrasse der Schweiz.

Jungfraujoch – TOP OF EUROPE

**AB CHF 103.–<sup>1</sup>**

auf's Jungfraujoch – Top of Europe

**ALLE PÄSSE ZUM UNSCHLAGBAREN PREIS:  
[jungfrau.ch/paesse](http://jungfrau.ch/paesse)**

<sup>1</sup> Ermässigt mit: Halbtax und GA. Junior- und Kinder-Mitfahrkarte gültig.

<sup>2</sup> Ermässigt mit: Halbtax und GA. Junior- und Kinder-Mitfahrkarte nicht gültig.





Mehr Spielraum für die SNB: Ökonom Lengwiler.

Die Welt der Notenbanken erinnert an einen verschlossenen Elfenbeinturm. Anders Yvan Lengwiler: Obwohl selber Teil der geldpolitischen Ökonomen-Elite, formuliert der Basler Wirtschaftsprofessor öffentlich mutige Ideen zur Schweizer Geldpolitik: Die Nationalbank, findet er, soll mit ihrer Gewinnreserve die Corona-Schulden des Bundes begleichen. Weiter plädiert Lengwiler im Gespräch mit der *Weltwoche* für einen Kraftakt zur Schwächung des Schweizer Frankens – damit die Zinsen wieder in den positiven Bereich kommen und die Nationalbank in Zukunft wieder Spielraum hat. **Seite 10**

Die Genderfrage treibt die Schweizer Politik um. Zur Freude der Transmenschen soll hierzulande bald jeder Mensch selber bestimmen können, ob er weiblich oder männlich ist. Den Nichtbinären, die sich weder weiblich noch männlich fühlen, will man mit der Schaffung eines eigenen dritten Geschlechts entgegenkommen. Oder wäre es besser, die Sache radikal zu vereinfachen und überhaupt keine Geschlechter mehr anzuerkennen? Auch diese Option steht im Raum. Klar ist: Beim Thema Geschlecht im Recht ist vieles im Fluss, das traditionelle Verständnis von Mann und Frau bröckelt. **Seite 14**

Nein, die reformierte Kirche Schweiz ist keine Oase der Nächstenliebe, sondern eine ziemliche Schlangengrube. Das jedenfalls ist der Eindruck, der sich für unseren Autor Christoph Mörgeli ergab, als er die Umstände um den erzwungenen Abgang von Gottfried Locher

recherchierte. Locher war bis Ende Mai Präsident des Rats der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS). Gewaltsam zu Fall brachten ihn anonyme, neun Jahre alte Anschuldigungen einer früheren Geliebten. Sein Abgang wurde von hässlichen Tönen begleitet. Eine sorgfältige Abklärung der Vorwürfe fand nicht statt. Mörgeli deckt nun erstmals die Hintergründe und Abläufe der Locher-Abservierung auf. Sie hat intrigenhafte Züge. In Erfahrung bringen konnte die *Weltwoche* auch die Identität der Beschwerdeführerin. Es ist eine frühere Mitarbeiterin Lochers aus sehr wohlhabendem Milieu. **Seite 28**

Der belgische Chassonier Jacques Brel sang:

*Wenn ich die die Herde seh'  
Noch vor der grossen Schur  
Dann hab' ich die die Idee:  
Man lebt doch besser nur  
Wie ein Schaf!  
Dann überleg' ichs mir  
Und komme zu dem Schluss  
Ich werd' ein wildes Tier  
Weil ich nicht leben muss  
Wie ein Schaf!  
Ich will ein Panther sein  
Oder vom Leopard  
Sonst ein Verwandter sein  
Verschlagen, bö's und hart  
Nur kein Schaf!  
Nur kein Schaf!*

Die Biologin und Schriftstellerin Veronika Straass sieht es anders. **Seite 30**

*Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten  
IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)



## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG,  
Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch),  
[leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Mitglied der Chefredaktion:** Beat Gygi (*Wirtschaft*)

**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Michael Bahnerth, Alex Baur,  
Erik Ebner, Katharina Fontana,  
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,  
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,  
Roman Zeller

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,  
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,  
Thomas Renggli, Chris von Rohr,  
Peter Ruch, Peter Rüedi,  
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,  
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,  
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),  
Tamara Wernli, Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*),  
Caroline Grimm, Jasmin Karim (*Bildredaktion*)

**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Renate Brunner,  
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,  
Beat Zaugg, Dieter Zwicky

**Website:** Alex Merz, Tim Tasson

**Sekretariat:** Sabine Mähner

**Finanzen und Personal:** Tien Köppel

### Verlag:

**Verlagsleiter:** Sandro Gianini

**Anzeigenverkauf:** Gabriel Lotti, Brita Vassalli

**Anzeigen-Innendienst:**

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Online-Vermarktung:** GLA United

**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@gla-uinted.com](mailto:weltwoche@gla-uinted.com)

**Betriebsleiter:** Samuel Hofmann

**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise  
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung  
der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine  
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,  
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.  
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Intelligenzbestien im Schafspelz: Seite 30.

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 7 Kommentare  
Kruzifix gegen Viren
- 8 Kriminalität Hinterzimmerjustiz
- 8 Amerika Wunschdenken
- 9 Eilmeldung  
Daniel Jositsch hilft Alice Weidel
- 10 Kopf der Woche Yvan Lengwiler  
und die 45-Milliarden-Franken-Frage
- 14 Essay der Woche  
Abschaffung der Geschlechter
- 16 Mörgeli  
Lebenslüge «Flankierende»
- 16 Bodenmann  
Tönnies macht den Eichenberger
- 17 Medien Rätsel auf der Redaktion
- 17 Die Deutschen Die Kümmerer
- 35 Brief aus Lausanne, Bellinzona, Chur

## Inland

- 20 Schweizer sind anders  
Zuwanderung prägt die Diskussionen
- 23 Die «Rundschau»-Connection  
Links-grünes Sendungsbewusstsein
- 28 Offene Rechnungen  
Die Frau im Fall um Gottfried Locher
- 34 Feuer aus den eigenen Reihen  
Ausländer als Lückenfüller
- 37 Genf und der Menschenhandel  
Missbrauch in diplomatischen Kreisen
- 39 Severin Dressen Der neue  
Zoodirektor fordert Fairness



Eiserne Lady 2.0: Priti Patel. Seite 31

## Ausland

- 24 Hashim Thaci Wer ist der  
Präsident des Kosovo?
- 21 Inside Washington Masken-Krieg
- 22 Hans-Georg Maassen  
Lenin nannte es «Zersetzung»
- 31 Priti Patel Eine neue Thatcher?
- 36 Sklaverei heute Leibeigenschaft  
im arabischen Raum
- 40 Walter Kohl Gespräch mit dem Sohn  
des deutschen Ex-Bundeskanzlers

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 27 Oskar Vasella Wie der Vater des  
Ex-Novartis-Chefs die Schweiz prägte
- 30 Ehrenrettung der Schafe Ode an  
ein vermeintlich dummes Tier
- 46 Geister der amerikanischen  
Geschichte Historikerin Jill Lepore  
über Sklaverei in den USA
- 56 Orte des Streits und der Versöhnung  
Historiker Thomas Maissen über  
Monumente der Vergangenheit

## Kultur & Gesellschaft

- 26 Hochschule Wenn die Prüfung  
zur Familiensache wird
- 32 Bernard Arnault Mit Luxusgütern  
zum Multimilliardär
- 42 Schwimmen mit dem Weissen Hai  
Wetten in Corona-Zeiten
- 48 Stimmwunder aus Genf  
Tenor Benjamin Bernheim



## «Ich bin der Fremde und muss mich anpassen.»

Zoodirektor Dressen: Seite 39

- 50 Warum bist du nicht gegangen?  
Antje Joel über häusliche Gewalt

## Rubriken

- 7 Im Auge  
James Suckling, Weinkritiker
- 12 Personenkontrolle
- 13 Nachruf Charles Webb
- 18 Thiel Linguistik
- 18 Leserbriefe
- 19 Fragen Sie Dr. M.
- 44 Ikone der Woche «Gueule de bois»  
von Henri de Toulouse-Lautrec
- 52 Fast verliebt Toxisch weiblich
- 52 Knorrs Kultur  
Fürst der Literatur-Finsternis
- 53 Unten durch  
Auf Waldwegen
- 54 Wein Aufregende Klassik  
des Sangiovese
- 54 Die Bibel Arbeiten
- 55 Auto  
Mini JCW All4 Countryman
- 55 Jazz Marcin Wasilewski Trio
- 58 Tamaras Welt  
Alles Kunstbanausen

# Chemotherapie

**Braucht es Kampfflugzeuge?  
Macron gegen die  
Personenfreizügigkeit.  
Trump: grauenhaft, aber nötig?**  
Von Roger Köppel

**B**raucht die Schweiz neue Kampfflugzeuge? Ja. Ich kann fachlich nicht beurteilen, ob die 1996 beschafften F/A-18 ihren Dienst noch tun, aber ihre Ablösung ist eine Frage der Zeit. Man kann sich um einen Entscheid herumdrücken, abwarten, aber irgendwann müssen die alten Flieger ersetzt werden. Die Linke kämpft dagegen. Einige ihrer Wortführer sind der Meinung, man könne das Geld, insgesamt sechs Milliarden Franken, anderweitig besser einsetzen, zum Beispiel im Gesundheitswesen. Schauen wir aufs Grundsätzliche: Wenn ein Staat unabhängig sein und bleiben will, muss er sich im Kriegsfall am Boden und in der Luft selber verteidigen können. Wenn der Staat die Verteidigung nicht selber leisten kann, sondern auf auswärtige Hilfe angewiesen ist, ist er faktisch kein unabhängiger, souveräner Staat mehr.

Die Schweizer Verfassung gibt der Politik vor, die Rechte des Volkes und die Unabhängigkeit des Landes zu wahren. Daraus leitet sich der Auftrag ab, eine einsatzfähige und wehrbereite Streitmacht zu unterhalten und zu finanzieren. Natürlich ist ein Armeekonzept ohne Luftwaffe nach dem Vorbild der afghanischen Mudschahedin denkbar. Auch die vietnamesischen Vietcong-Rebellen operierten weitgehend nach dem Rezeptbuch des Guerillakriegs. Dieses Konzept aber steht für die Schweiz nicht zur Debatte. Eine moderne Luftwaffe ist ein integraler Bestandteil der militärischen Selbstverteidigung und damit die notwendige Bedingung der staatlichen Unabhängigkeit. Wer die Luftwaffe bekämpft, schwächt die Armee und sägt an einer Staats säule der Schweiz.

**N**euere Studien des Bundes wollen belegen, dass die massive Zuwanderung aus dem EU-Raum keinen Druck erzeugt auf den Schweizer Arbeitsmarkt. Die NZZ fasst die Ergebnisse der Untersuchungen so zusammen: «Die starke Einwanderung der letzten 15 Jahre hat per saldo weder die Löhne breit gesenkt noch die Arbeitslosigkeit stark erhöht. Es gibt immer auch Verlierer, doch insgesamt sind die Beschäftigung und die Löhne weiter gestiegen.» Offensichtlich gibt es an diesen Einschätzungen in der Bevölkerung erhebliche Zweifel. Sonst müsste der Bund nicht mit von ihm bezahlten Gutachten dagegen anschreiben.

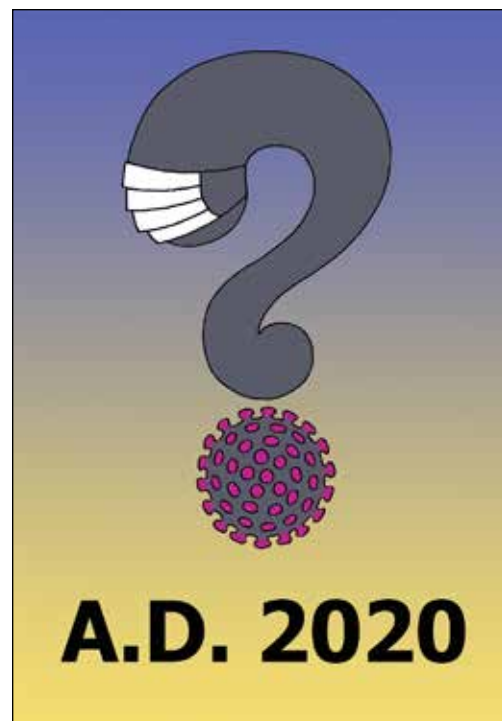
Innerhalb der letzten dreizehn Jahre sind eine Million Menschen netto in die Schweiz eingewandert, eine gigantische Menge. Die Zahl der Erwerbslosen – Arbeitslose plus Ausgesteuerte – war in der Schweiz schon vor Corona höher als der vergleichbare Wert in Deutschland. Das verwundert nicht. Es ist ein ökonomisches Gesetz, dass der Zustrom an günstigen Arbeitskräften aus Europa den Druck auf die Löhne erhöht und die Arbeitslosigkeit verschärft. Die Behörden haben die Zuwanderung lange damit gerechtfertigt, es kämen vor allem hervorragend ausgebildete Fachkräfte. Wäre dies wahr, müsste die Schweizer Pro-Kopf-Produktivität gestiegen sein. Tatsächlich ging sie zurück.

Ohnehin verstricken sich die Behörden in Widersprüche. Sie versuchen den Leuten einzuträufeln, die massive Zuwanderung der letzten Jahre habe die allermeisten wohlhabender und glücklicher gemacht. Gleichzeitig haben der Bundesrat und jene Parteien, die gegen die Begrenzungsinitiative sind, im Eiltempo ein neues Sozialwerk eingeflogen, um die sozialen Härten für ältere Schweizer Arbeitslose abzufedern. Wieso installiert der Bundesrat eine «Überbrückungsleistung» für ältere Arbeitslose ausgerechnet vor einer weichenstellenden Abstimmung über Zuwanderung, wenn doch die Zuwanderung angeblich «weder die Löhne breit gesenkt noch die Arbeitslosigkeit stark erhöht hat», wie die NZZ schreibt?

Natürlich bringt Zuwanderung die Löhne und die Arbeitsplatzsicherheit unter Druck. Man kann diese Tatsache verdrängen, aber man kann sie nicht wegzaubern. In Frankreich will Präsident Macron jetzt die Zuwanderung von Arbeitskräften einschränken aufgrund der Corona-Rezession. Arbeitsministerin Muriel Pénicaud entwickelt ein Rettungsprogramm für französische Stellen. Ins Visier nehmen die beiden offenbar die Entsenderichtlinie der EU, die es Arbeitern aus ganz Europa erlaubt, ihre Dienste überall in der EU anzubieten. «Wir glauben immer noch an die Personenfreizügigkeit», wird Muriel Pénicaud im *Figaro* zitiert, «aber wir müssen sehen, dass wir sie besser regulieren können.»

Während der EU-Kernstaat Frankreich also offen über einen Abbau der Personenfreizügigkeit nachdenkt, ist die Regierung des Nicht-EU-Mitglieds Schweiz wild entschlossen, die Personenfreizügigkeit niemals auch nur anzurühren. Die EU gedenkt vielmehr, mit einem institutionellen Rahmenabkommen die Personenfreizügigkeit in die Schweiz noch auszubauen. Auch bei diesem Ansinnen weiss Brüssel den Bundesrat und eine Mehrheit der Parteien hinter sich.

**S**chafft Donald Trump die Wiederwahl? Ich habe keine Ahnung. Den Medien ist nicht zu trauen. Sie feuern unablässig, reflexhaft auf



den unerwünschten Wahlgewinner von 2016. Trump könnte ein Wundermittel gegen Krebs erfinden, für die Journalisten bliebe er trotzdem eine fürchterliche Fehlbesetzung. Warum? Wohl deshalb, weil er die weltweit grösste Gefahr für die internationale Linke darstellt. Er ist gegen alles, was ihr und vielen Journalisten heilig ist: Klimaplanwirtschaft, höhere Steuern, mehr Staat, weniger Freiheit, Genderismus, Denkmalsturz, politische Korrektheit. Und was besonders ärgert: Anders als die wendigen Salonkonservativen schlägt Trump zurück. Er biedert sich nicht an. Er lässt sich nicht unterkriegen. Er kämpft.

Natürlich liegen die meisten Journalisten falsch. Wäre Trump so schwach und unfähig, wie sie seit Jahren behaupten, würden sie ihm niemals diese Beachtung geben. Sie sehen in ihm, zu Recht, einen Feind, denn Trump legt sich leidenschaftlich mit den Mainstream-Medien an, attackiert sie ruhelos, obsessiv, Tag und Nacht als heuchlerisch, unfair und parteiisch, um seinerseits von den Medien heruntergeputzt zu werden. Die Selbstsucht der einen befeuert sich an der Egomane des anderen.

**K**ann Trump die Hoffnungen erfüllen, dekretwegen er gewählt worden ist? Seine Wähler wollten jemanden, der aufräumt in Washington, «den Sumpf trockenlegt». Dafür braucht es keinen Balletttänzer, robuste Naturen sind gefragt. Der konservative Intellektuelle Victor Davis Hanson nannte Trump in der *Weltwoche* eine politische «Chemotherapie». Grauenhaft, aber notwendig.

Seine grösste Schwäche bleibt sein Narzissmus. Inzwischen redet der Präsident fast nur noch von sich selbst. Ob er damit durchkommt? In diesem verrückten Jahr ist noch immer alles möglich.

Sparen Sie bis **76%!\***



## Probelesen und 5 Tage Luxusferien gewinnen!

Geniessen Sie zu zweit 5 Nächte in einer Luxussuite im legendären \*\*\*\*\*Hotel Klosterbräu im Tirol.

- ¾-Vital-Gourmet-Pension
- 3500 m² grosser Spa-Bereich
- Aperitif mit der Gastgeberfamilie (Di. & Fr.)
- Aktivitätenprogramm
- Younique® Services



Alle Details auf [www.abo24.ch](http://www.abo24.ch)



**30% RABATT**

Das führende Magazin für Bio- und Naturgarten.  
**3 Ausgaben für nur Fr. 20.-** statt Fr. 28.50\*



**39% RABATT**

Die schönsten Seiten des Schweizer Landlebens.  
**8 Ausgaben für nur Fr. 39.-** statt Fr. 64.-\*



**52% RABATT**

Einfach, raffiniert und gelingsicher kochen und backen.  
**4 Ausgaben für nur Fr. 19.-** statt Fr. 39.20\*



**76% RABATT**

Die Tageszeitung der Zentralschweiz.  
**36 Ausgaben für nur Fr. 30.-** statt Fr. 128.40\*



**49% RABATT**

Mix aus Gesundheit, Natur, Spiritualität und Gesellschaft.  
**4 Ausgaben für nur Fr. 20.-** statt Fr. 39.20\*



**15% RABATT**

Fachzeitschrift rund um Computer, Smartphone & Co.  
**6+1 Ausgaben für nur Fr. 34.-** statt Fr. 40.-\*



**76% RABATT**

Die Tageszeitung der Ostschweiz.  
**36 Ausgaben für nur Fr. 30.-** statt Fr. 128.40\*



**45% RABATT**

Die meistgelesene Schweizer Wanderzeitschrift.  
**8 Ausgaben für nur Fr. 65.-** statt Fr. 118.40\*



**61% RABATT**

Die traditionsreiche Wochenzeitschrift für die ganze Familie.  
**8 Ausgaben für nur Fr. 20.-** statt Fr. 52.-\*



**58% RABATT**

Für das komplette Lesevergnügen am Sonntag.  
**8 Ausgaben für nur Fr. 20.-** statt Fr. 48.-\*



**41% RABATT**

annabelle – die stärkste Frauenzeitschrift der Schweiz.  
**4 Ausgaben für nur Fr. 34.-** statt Fr. 34.-\*



**74% RABATT**

Die grösste abonnierte Tageszeitung der Schweiz.  
**30 Ausgaben für nur Fr. 20.-** statt Fr. 78.75\*



**33% RABATT**

Das aktuellste wöchentliche TV-Magazin der Schweiz.  
**13 Ausgaben für nur Fr. 39.-** statt Fr. 58.50\*



**65% RABATT**

Die Schweizer Zeitschrift für Tier und Natur.  
**12 Ausgaben für nur Fr. 25.-** statt Fr. 72.-\*



**35% RABATT**

Die andere Sicht.  
**17 Ausgaben für nur Fr. 99.-** statt Fr. 153.-\*



**38% RABATT**

Das Magazin für Menschen mit Lebenserfahrung.  
**5 Ausgaben für nur Fr. 20.-** statt Fr. 32.50\*



**76% RABATT**

Die Tageszeitung für den Aargau.  
**36 Ausgaben für nur Fr. 30.-** statt Fr. 128.40\*



**76% RABATT**

Die Tageszeitung für Basel.  
**36 Ausgaben für nur Fr. 30.-** statt Fr. 128.40\*



**45% RABATT**

Ihr Ratgeber für die Themen des Alltags.  
**13 Ausgaben für nur Fr. 49.-** statt Fr. 90.-\*



**7% RABATT**

Mit Bergwelten die Schönheit der Natur entdecken.  
**3 Ausgaben für nur Fr. 25.-** statt Fr. 27.-\*



**72% RABATT**

Blick – der Blick der Schweiz.  
**50 Ausgaben für nur Fr. 35.-** statt Fr. 125.-\*



**54% RABATT**

SonntagsBlick – Keiner bringt's wie wir.  
**13 Ausgaben für nur Fr. 29.-** statt Fr. 63.70\*



**23% RABATT**

Jede Woche aktuell, spannend und nützlich.  
**13 Ausgaben für nur Fr. 39.-** statt Fr. 50.70\*



**39% RABATT**

Das Schweizer Familien- und People-Magazin Nr. 1.  
**13 Ausgaben für nur Fr. 39.-** statt Fr. 63.70\*

## Sparen & gewinnen!

**Ja,** ich möchte folgende/n Titel zur Probe lesen und bis zu 76% sparen. **Zusätzlich nehme ich an der Verlosung teil!**

Ihr Geschenk ab 2 Probe-Abos!

Bitte gewünschte/n Titel ankreuzen:

- |  |  |  |
|--|--|--|
| <input type="checkbox"/> Aargauer Zeitung              | <input type="checkbox"/> Bioterra              | <input type="checkbox"/> Schweizer Familie |
| <input type="checkbox"/> bz Zeitung f. d. Region Basel | <input type="checkbox"/> Schweizer LandLiebe   | <input type="checkbox"/> SonntagsZeitung   |
| <input type="checkbox"/> Beobachter                    | <input type="checkbox"/> le menu               | <input type="checkbox"/> annabelle         |
| <input type="checkbox"/> Bergwelten                    | <input type="checkbox"/> Luzerner Zeitung      | <input type="checkbox"/> Tages-Anzeiger    |
| <input type="checkbox"/> Blick                         | <input type="checkbox"/> natürlich             | <input type="checkbox"/> TELE              |
| <input type="checkbox"/> SonntagsBlick                 | <input type="checkbox"/> PCtipp                | <input type="checkbox"/> Tierwelt          |
| <input type="checkbox"/> GlücksPost                    | <input type="checkbox"/> St. Galler Tagblatt   | <input type="checkbox"/> Die Weltwoche     |
| <input type="checkbox"/> Schweizer Illustrierte        | <input type="checkbox"/> Wandermagazin Schweiz | <input type="checkbox"/> Zeitlupe          |

Vorname \_\_\_\_\_

Name \_\_\_\_\_

Strasse, Nr. \_\_\_\_\_

PLZ/Ort \_\_\_\_\_

Telefon \_\_\_\_\_

E-Mail \_\_\_\_\_

Coupon einsenden an: **abo24, Leserservice, Postfach, 8099 Zürich**

**Teilnahmebedingungen:** Jeder Bestellfalon nimmt an der Verlosung teil. Die Teilnahme ist unabhängig von einer Bestellung. Nur Wettbewerbsteilnahme auch kostenlos unter [www.abo24.ch](http://www.abo24.ch). Unfrankierte oder ungenügend frankierte Einsendungen werden von der Teilnahme ausgeschlossen. Teilnahmeberechtigt sind in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein wohnhafte Personen. Das Mindestalter für die Teilnahme ist 18 Jahre. Die Daten der Teilnehmer werden vertraulich behandelt. Die Teilnehmer erklären sich damit einverstanden, dass ihre Kontaktdaten von ShareMedia GmbH und deren Partnern zu Werbe- und Marketingzwecken verwendet werden können. Teilnehmer können dies durch eine Mitteilung an ShareMedia GmbH verhindern oder stoppen. Die Gewinner werden schriftlich informiert. Die Preise können nicht übertragen und nicht in bar ausbezahlt werden. Über die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Teilnahmechluss ist der 31.12.2020.

Bestellen Sie jetzt per Coupon oder unter [www.abo24.ch](http://www.abo24.ch)

\* im Vergleich zum Einzelverkaufs- oder Abopreis. Gilt nur für Neubestellungen in der Schweiz (Preis inkl. MwSt. und Versandkosten).

# Kruzifix gegen Viren

Von Alex Baur — Wer eine Maskenpflicht fordert, müsste sie für immer fordern. Ob Influenza oder Corona: Die Viren werden nie verschwinden.



Und schütze uns vor dem Bösen.

In den letzten dreissig Tagen wurden offiziell sechs Todesfälle in der Schweiz mit Covid-19 in Verbindung gebracht, in der letzten Woche keiner mehr. Die Zahl der täglich registrierten Neuinfektionen bewegt sich seit zwei Monaten im tiefen zweistelligen, die der Hospitalisierungen im einstelligen Bereich. Gemäss BAG starben in der Schweiz bislang 1682 zumeist hochbetagte Menschen an oder mit Covid-19. Zum Vergleich: Im Jahr 2015 raffte gemäss derselben Quelle eine hundertkommune Grippe 2500 Menschen dahin.

Grund zum Aufatmen? Mitnichten. Im medialen Mainstream wird mit zunehmender Penetranz die «zweite Welle» herbeigeschrieben. Weil sich diese mit den eklatant tiefen Fallzahlen nicht begründen lässt, sind sie aus der Berichterstattung verschwunden. Die Stimmung wird mit Triggern wie «Super-spreader» und «Tracing» geschürt. Sechs Ansteckungen in einer Disco reichen für eine düstere Prophezeiung. Es ist, als stünden wir wieder ganz am Anfang.

Eine allgemeine Maskenpflicht steht auf dem Programm. Rational lässt sich die Massnahme nicht begründen. Sie hätte allenfalls zu Beginn der Corona-Welle Sinn gemacht, aber sicher nicht am Ende. Erfahrungen aus Italien und Spanien, wo eine strenge Maskenpflicht sehr früh angeordnet wurde, haben allerdings

gezeigt, dass sie kaum etwas bringt. Die gängigen Hygienemasken können (sofern richtig und konsequent eingesetzt!) zwar die Verbreitung des Virus verlangsamen. Aber sie schützen die Gefährdeten nicht, die man, wenn schon, mit den FFP2-Schutzmasken ausrüsten müsste. Genau das hat man aber sträflich versäumt, bis heute.

Ob man das seit neunzehn Jahren bekannte Coronavirus unter dem Oberbegriff Grippe mit dem Influenzavirus gleichsetzt oder nicht: Übertragungswege und Krankheitsbilder sind etwa dieselben. Es ist kein Zufall, dass sich das Coronavirus im Winter (oder in gekühlten Schlachthäusern) ausbreitet und mit dem Sommer weiterzieht (nämlich auf die Südhalbkugel, wo die Grippesaison erst bevorsteht). Früher oder später wird es in mutierter Form zurückkehren.

## Virologisches Basiswissen

Wer behauptet, Covid-19 sei etwas völlig anderes als eine Grippe, der verkennt die Gefährlichkeit der Influenza, die jährlich weltweit Hunderttausende von Toten fordert. Im Jargon des Zeitgeistes wäre er als Grippeleugner zu brandmarken. Und wer jetzt die allgemeine Maskenpflicht fordert, der müsste sie konsequenterweise für immer und ewig fordern. Denn weder Influenza- noch Coronaviren werden je verschwinden. Da Viren sich ständig verändern und anpassen, wird eine Impfung höchstens eine Linderung, aber niemals eine abschliessende Lösung bringen. Wir sind dazu verdammt, mit ihnen zu leben.

Das alles ist nicht irgendeine Theorie, sondern virologisches Basiswissen, Common Sense unter den Medizinern. Umstritten ist lediglich, ob Covid-19 tatsächlich derart tödlich ist, wie die einen meinen, oder ob eher das Produkt einer kollektiven Hysterie, wie anderen schwant. Doch wir können nicht auf die ultimative Gewissheit warten. Auch eine falsche Remedur kann tödlich wirken.

Die Fronten sind längst abgesteckt. Sie verlaufen nach dem klassischen Links-rechts-Raster. Die einen fordern mehr Staat, die andern Eigenverantwortung, die einen fürchten den Kollaps der Medizin, die andern eine wirtschaftliche Katastrophe. Das ist die Stunde der Aktivisten, die nach Taten rufen, egal, ob sie etwas bringen oder nicht. Die Schutzmaske ist ihr Kampfsymbol, ein kollektives Glaubensbekenntnis, das uns gleich einem Kruzifix vor dem Bösen schützen soll.

# Flaschenpost



James Suckling, Weinkritiker.

Ist er zu beneiden oder zu bedauern? «Ich testete in den letzten zwei Monaten 1037 Stichproben vom Bordeaux-Jahrgang 2019», teilt James Cameron Suckling mit, «in Hongkong». Die Probierflaschen erhielt er per Interkontinental-Kurierservice, denn wegen der Corona-Seuche entfiel der jährliche Corso von Einkäufern und Kritikern zur Begutachtung der «Primeurs» an Ort. Das Weingeschäft steckt in der Krise, in Bordeaux fallen die Preise erdrutschmässig. Der chinesische Markt bricht weg (und James Suckling sitzt in Hongkong plötzlich auf dem falschen strategischen Dampfer). Trump wehrt Importe in die USA mit hohen Zöllen ab. In Italien trocknet der Weintourismus aus. Briten können sich mit dem schwächlichen Pfund nichts kaufen. In Frankreich stauen sich teure Bordeaux-Jahre. In der Schweiz herrscht eine Weinschwemme, und weltweit bleiben die Restaurants halbleer.

Keiner weiss das besser als er. Alle lieben Suckling, vor allem die Händler, denn er verteilt generell verführerisch höhere Punktzahlen als andere Tester. Für ihn ist Wein «keine Wissenschaft»: «Wein erzeugt Emotionen wie die Musik, die Literatur und die Liebe.» Suckling, 61, hat keine genuine Beziehung zu Wein und auch keine ausgeprägte Nase für Gerüche und Düfte. Er studierte Politik und Journalismus, in seinem ersten Zeitungsjob spürte er Crime-Stories auf. Er bewarb sich 1981 auf ein Stelleninserat des *Wine Spectator*, damals ein Nischen-Magazin und dank Suckling später der hedonistische Rivale des nüchternen Newsletters des Weinpapstes Robert Parker. Der legendäre Château-Besitzer Alexis Lichine brachte ihm das *blind tasting* bei. Suckling raucht auch berufsmässig den starken Tobak des *Cigar Aficionado* (schlecht für die Geschmacksnerven). Er lebt in London und Florenz und machte sich 2010 überraschend selbständig. Wie hält er das durch, schon wieder 25 000 Tests in diesem Pestjahr, assistiert von seinem Sohn Jack? *Well*, was dieser Urteilsfabrikant Probe schlürft, endet immer im Spucknapf. Peter Hartmann

## Hinterzimmerjustiz

Von Katharina Fontana — Die «pfefferscharfe» Ausschaffung wird zur Makulatur.



1225 Härtefälle.

In mehr als zwei Fünfteln der Fälle, in denen laut Strafgesetzbuch eine obligatorische Landesverweisung angeordnet werden muss, wird dies nicht getan. Das zeigt die diese Woche veröffentlichte Urteilsstatistik 2019. Der Befund ist brisant, bestätigt er doch, was Skeptiker schon immer gesagt haben: Die SVP-Ausschaffungsinitiative, die vor zehn Jahren von Volk und Ständen angenommen wurde, bleibt in der Praxis über weite Strecken Makulatur. Obschon das Parlament eine «pfefferscharfe» Umsetzung versprochen hatte, kann ein Grossteil der ausländischen Täter von der Härtefallklausel profitieren, die das Parlament eingefügt hat.

Konkret: In 2883 Fällen hätte letztes Jahr eine Landesverweisung ausgesprochen werden müssen, tatsächlich traf dies nur bei 1658 Verurteilten zu. Bei 1225 Delinquenten liessen die Strafbehörden Gnade walten; sie dürfen in der Schweiz bleiben, obschon sie eines der mit Ausschaffung bedrohten Delikte begangen haben. Im Parlament war beteuert worden, dass nur in etwa 5 Prozent der Fälle beim Täter ein Härtefall vorliege und auf die Ausschaffung verzichtet werde. Nun zeigt sich, es sind nicht 5 Prozent, sondern 42 Prozent. Da stimmt etwas nicht.

Ein Blick in die Statistik legt offen, dass nicht in erster Linie die Gerichte, sondern die Staatsanwälte für die unbefriedigende Situation verantwortlich sind. 821 der 1225 Fälle, in denen keine Landesverweisung ausgesprochen wurde, gehen auf ihr Konto. Die Staatsanwälte haben eigenmächtig Empfehlungen erlassen, laut denen ein Härtefall immer dann vorliegt, wenn der Kriminelle eine Aufenthaltsbewilligung besitzt und die Freiheitsstrafe nicht mehr als sechs Monate beträgt. Solche Verfahren erledigen sie mit Strafbefehl: Die Sache kommt nicht vor Gericht, der Richter kann keine Landesverweisung aussprechen, der Täter bleibt im Land. Man kann das als Justiz im Hinterzimmer bezeichnen. Und als Umgehung dessen, was Volk und Parlament beschlossen haben.

## Wunschdenken

Von Urs Gehriger — Umfragen sehen Donald Trump in ein bodenloses Tief absinken. Fox meldet gar, er könnte vorzeitig aus dem Rennen fallen. Ist seine Wiederwahl noch zu retten?

Bei den Konservativen liegen die Nerven blank. Lange sprachen sie es nicht aus. Nun hat ausgerechnet Trumps Lieblingssender das Schweigen gebrochen. Partei-Insider sprächen zum ersten Mal von der Möglichkeit, dass Präsident Trump aus dem Wahlkampf 2020 aussteigen könnte, wenn seine Umfragewerte nicht wieder stiegen, berichtete *Fox Business Network* am Sonntag. Das fuhr ein wie eine Wurzelbehandlung ohne Betäubung.

Gemäss praktisch allen Umfragen liegt der Präsident landesweit deutlich hinter Herausforderer Joe Biden. In den entscheidenden «Swing States», wo Trump 2016 den Sieg holte, liegt er bis zu 10 Prozentpunkte zurück.

Verlieren gegen «Sleepy Joe»? Den 77-jährigen, der sichtlich an Altersschwäche leidet, Mühe hat, sich zu artikulieren, und sich seit Wochen in seiner Privatbibliothek einbunkert? Vor drei Monaten erst war diese Vorstellung komplett surreal. Drei Jahre lang hatten Demokraten den Präsidenten mit Haken und Ösen zu bodigen versucht. Obstruktion im Kongress, «Russiagate», sogar ein Amtsenthebungsverfahren – nichts konnte dem vierschrotigen Trump etwas anhaben. Er brachte die Wirtschaft auf Hochtouren. Der Mann schien auf der Siegerstrasse.

Was Trumps Feinde nicht schafften, beschert ihm nun der Corona-Floyd-Doppelschlag. Trump trägt weder an den Ursachen der Pandemie noch am Tod von George Floyd Schuld. Doch in beiden Krisen zeigt er Schwäche. «Er ist der mächtigste Mann der Welt, und er spielt immer das Opfer», kritisiert Mark Cuban, konservativer Milliardär und Besitzer des Basketball-Klubs Dallas Mavericks. «Er muss der Leader sein, er muss der stärkste Mann sein auf dem Feld.» Offensichtlich schafft es der Präsident mitten im nationalen Zerwürfnis nicht, das Land zu versöhnen. «Nein, er kann kein Einiger sein», sagte der Trump wohlgesinnte Historiker Victor Davis Hanson im *Weltwoche*-Interview. Er werde dereinst einsam «in den Sonnenuntergang davonreiten.»

Team Trump dementiert. Die Auguren, getrieben von Wunschdenken, würden in dieselbe Falle tappen wie vor vier Jahren, als sie komplett versagten und noch am Wahltag einen Sieg Hillary Clintons voraussagten. Wie 2016 befragen sie nicht «wahrscheinliche Wähler», sondern «registrierte Wähler». Damit würden Dutzende Millionen potenzieller Trump-Wähler gar nicht erst berücksichtigt. Zweitens würden ihre Stichproben nicht das gesamte

Segment der Republikaner erfassen. Bei den Wahlumfragen 2016 gaben 33 Prozent der Befragten an, der Republikanischen Partei anzugehören. In aktuellen Umfragen, die nun einen massiven Biden-Vorsprung ausweisen, betrage der Anteil Mitglieder der Republikanischen Partei lediglich 23 Prozent. Rund 10 Prozent der republikanischen Parteimitglieder würden so im Voraus ausgeklammert. Drittens hätten sie ihren Umfragekatalog mit Themen über Rassismus und den Vorkommnissen um den Tod von George Floyd befrachtet, was das wahre Meinungsbild über Trump im Land weiter verzerre.

### Kehrt Bannon zurück?

Für Trump sind schlechte Umfragewerte kein Fiasko. Sie können ihm sogar helfen, die Wähler für einen erneuten Sieg zu mobilisieren. Dafür braucht er allerdings eine schlagkräftige Crew – wie im Sommer 2016, als Steve Bannon die Leitung der serbelnden Kampagne übernommen hatte. Greift Trump abermals auf sein bewährtes Schlachtross zurück? Bannon spiele keine «formelle oder informelle» Rolle, heisst es aus regierungsnahen Kreisen. Beobachtern ist allerdings aufgefallen, dass Bannon seinen Podcast «War Room» seit dem 24. Juni nicht mehr selbst moderiert hat. Sein Umfeld kommentiert geheimnisvoll, er sei «im Einsatz».



Schlechte Umfragewerte als Trumpf: Trump.



# Jositsch hilft Weidel

Von Alex Baur — Hinter der vermeintlichen Parteispendenaffäre um Alice Weidel steckt eine Intrige aus den eigenen Kreisen. In ihrem Kampf um Rehabilitation erhielt die AfD-Spitzenpolitikerin Support von Rechtsprofessor Daniel Jositsch.



Zurück an den Absender: AfD-Vorsitzende Weidel.



Entlastendes Gutachten: SP-Ständerat Jositsch.

Am 11. November 2018 liessen die öffentlich-rechtlichen Sender WDR und NDR im Verbund mit der *Süddeutschen Zeitung* und den Tamedia-Blättern (*Tages-Anzeiger*, *Bund* etc.) die Bombe platzen: «AfD soll illegale Wahlspende aus der Schweiz erhalten haben.» Der Zürcher Pharmaunternehmer Kurt Häfliger, so berichtete das deutsch-schweizerische Medienkartell, soll häppchenweise insgesamt 150 000 Franken in den deutschen Bundestwahlkampf gepumpt haben. Weil die Schweiz nicht zur EU gehört, sind solche Spenden nach deutschem Recht illegal. Im Mittelpunkt der Affäre stand die AfD-Spitzenpolitikerin Alice Weidel, deren Rücktritt nun sogar in den eigenen Reihen gefordert wurde.

Seither köchelt die Affäre. Der Bundestag und die Staatsanwaltschaft in Konstanz nahmen die Ermittlungen wegen illegaler Parteifinanzierung auf. Von 390 000 Euro Busse war die Rede. Im November 2019 verkündete die Staatsanwaltschaft Zürich, den Kollegen in Konstanz Rechtshilfe zu leisten. Mit dem Segen des Bundesgerichts wurden die Bankdaten im Frühling nach Deutschland geliefert, allerdings mit Vorbehalt: Diese dürfen nicht für ein Verfahren gegen die AfD verwendet werden, denn nach Schweizer Recht waren die Spenden legal.

Weil die Spenden mit falschen Absendern versehen wurden, wäre aber ein Verfahren wegen «Begünstigung» oder «Urkundenfälschung» denkbar. Dieser Vorwurf richtet

sich allerdings nicht gegen die AfD oder Weidel, sondern gegen den Pharmaunternehmer, der das Geld im Auftrag eines anonymen Deutschen überwiesen hatte. Er habe einem Freund damit einen Gefallen getan, erklärte Häfliger bei seiner Einvernahme in Zürich. Dieser habe schwere Nachteile für sein Unternehmen befürchtet, falls er als AfD-Sympathisant geoutet würde. Allerdings sei das Geld auch nie für die AfD bestimmt gewesen, sondern für Weidel persönlich.

## Strittige Frage der Rechtshilfe

Gemäss Häfligers Anwalt Valentin Landmann waren die Vertuschungsmanöver seines Mandanten überflüssig: Die Spenden waren auch nach deutschem Recht völlig legal. Deklara-

## Jositsch kommt zum Schluss, dass auch die Vertuschungsaktion nach Schweizer Recht nicht strafbar war.

tionspflichtig sind nur Spenden an eine Partei. Die Zahlungen aus der Schweiz gingen zwar auf dem Konto der AfD in Konstanz ein, aber mit dem Vermerk «Wahlkampfspende Alice Weidel Socialmedia».

Wie aus Akten hervorgeht, die der *Weltwoche* vorliegen, leitete die Partei das Geld umgehend und «betragsgleich» auf Weidels persönliches Konto weiter. Gemäss einem Präzedenzurteil sind solche Spenden nicht dem

Parteigesetz unterstellt. Das sollte auch dem Recherchekartell bekannt gewesen sein. Nur wurde diese Tatsache, die den Skandal als Seifenblase entlarvt, von den vereinten Enthüllern bislang verschwiegen.

Mit journalistischer Recherche hat der Wirbel um die verfeimte AfD-Spitzenfrau Weidel ohnehin wenig zu tun. Wie aus den Akten hervorgeht, wurden die vermeintlich brisanten Kontoauszüge «dem Reporterteam von einem verprellten Funktionsträger der AfD» zugespielt. Die Journalisten liessen sich demnach für eine parteiinterne Intrige einspannen.

Mag sein, dass Weidel das Ungemach erahnt hatte. Auf jeden Fall rührte sie das verdächtige Wahlkampfgeschenk aus der Schweiz im Herbst 2017 nicht an und schickte das Geld vier Monate später – also lange bevor die Story publik wurde – von sich aus an den Absender zurück. Dafür erhielt die deutsche Oppositionsführerin Support von unerwarteter Seite: Rechtsprofessor Daniel Jositsch, bekannt als SP-Politiker (Ständerat des Kantons Zürich), verfasste im Auftrag von Häfliger bereits im Juli 2019 ein juristisches Gutachten, das Weidel indirekt entlastet. Im Zentrum steht die Frage der Rechtshilfe. Diese darf nur bei Taten gewährt werden, die in beiden Ländern strafbar sind.

Jositsch kommt zum Schluss, dass selbst die Vertuschungsaktion nach Schweizer Recht nicht strafbar war. Zwar hatte Häfliger – ob vorsätzlich oder fahrlässig – gegenüber der AfD falsche Spendernamen angegeben. Doch weil er damit etwas vertuschte, was gar nicht strafbar ist, und weil eine einfache schriftliche Erklärung im konkreten Fall «mangels Garantenstellung» keine Urkunde sei, habe er nach Schweizer Recht nichts Unrechtes getan. Auch dieses brisante Gutachten entging dem Recherchekartell.

Dass Jositsch als Jurist bisweilen für die «falsche» Seite arbeitet, ist nicht neu. Schon sein Einsatz etwa für den SVP-Politiker Toni Brunner, für Erwin Sperisen oder für die Whistleblower beim Zürcher Sozialamt und im Hildebrand-Skandal sorgten bei manch einem Genossen für Stirnrünzeln. Doch gerade diese Trennung von der Politik macht Jositsch als Juristen besonders glaubwürdig.

Im aktuellen Fall führte das Gutachten Jositsch zwar nur zu einem Teilerfolg: Die Rechtshilfe wegen «Begünstigung» und «Urkundenfälschung» wurde gewährt, aber unter der strikten Auflage, dass die Akten nicht für ein Parteifinanzierungsverfahren verwendet werden. Weidel und die AfD sind damit raus. Es bleibt höchstens noch ein Verfahren gegen Häfliger, für das sich in Deutschland kein Mensch interessiert – und das gemäss Auskunft der Staatsanwaltschaft in Konstanz bislang auch nicht eröffnet wurde. Rechtsanwalt Landmann: «Die Geschichte dürfte damit gestorben sein.»

# Yvan Lengwiler und die 45-Milliarden-Franken-Frage

Von Florian Schwab — Die Schweizer Nationalbank (SNB) ist derzeit das heisseste politische Thema: Negativzinsen, Gewaltsbilanz, Gewinnausschüttungen. In die Debatte schaltet sich jetzt der in Basel lehrende Ökonom Yvan Lengwiler ein, einer der brilliantesten Wissenschaftler der Geldpolitik.

Yvan Lengwiler ist eine der prickelndsten intellektuellen Erscheinungen der Geldpolitik, ein hochmoderner Denker, dem von seinem Habitus her etwas Klassisches anhaftet. In Fachkreisen ist der 56-jährige Ökonom zwar bekannt, in der Öffentlichkeit aber eher selten anzutreffen. Das ist schade, denn der Basler Wirtschaftsprofessor ist ein inspirierender Gesprächspartner und, wie es der frühere Chefökonom der Schweizerischen Nationalbank (SNB) und *Weltwoche*-Kolumnist Kurt Schiltknecht ausdrückt, ein «vielseitig interessierter und sehr fähiger Wirtschaftswissenschaftler». Pascal Gantenbein, Finanzprofessor an der Uni Basel und Vizepräsident von Raiffeisen, ergänzt: Lengwiler sei ein «gradliniger Denker», der sich vor Kontroversen nicht scheue und seinem breit angelegten wissenschaftlichen Interesse einen «Blick für das Ganze» verdanke.

Zurzeit treibt den in Zürich aufgewachsenen Akademiker vor allem die Kontroverse um die Nationalbank um: Wohin mit den 45 Milliarden Franken (Stand: März 2020), welche die SNB in ihrer sogenannten Ausschüttungsreserve angehäuft hat?

## Wissen und Erfahrung

Bevor wir zu Lengwilers Vorschlägen für die SNB kommen, wollen wir kurz seinen bemerkenswerten Werdegang aufzeigen: Lengwiler studierte Wirtschaftswissenschaft an der Universität St. Gallen, wo er 1994 bei Philipp Guyer über spieltheoretische Aspekte der allgemeinen Gleichgewichtstheorie doktorierte: Im Kern befasst sich seine Doktorarbeit mit der Konstruktion eines Modells der Wirtschaft, in der Preise bilateral ausgehandelt werden. Anschliessend verbrachte er sieben Jahre in der volkswirtschaftlichen Forschung bei der Nationalbank, unterbrochen von längeren Aufenthalten beim Federal Reserve Board und der Universität Melbourne.

Seit 2001 lehrt er Nationalökonomie mit dem Schwerpunkt Finanzmärkte am Wirtschaftswissenschaftlichen Zentrum der Uni Basel (WWZ). Zwischen 2012 und 2019 war Lengwiler Mitglied im Verwaltungsrat der Finanzmarktaufsicht (Finma), wo er wichtige Beiträge zur Entschärfung der explosiven Gemengelage leistete, welche zum Einschlag der Finanzkrise ab 2007 auch in der Schweiz führte: das zu tiefe Eigenkapital der Banken und der zu wenig ausgeprägte Schutz der für die Schweiz überlebenswichtigen Kernfunktionen der



Raus aus der Liquiditätsfalle: Ökonom Lengwiler.

Grossbanken. Seit vielen Jahren gehört Lengwiler zudem dem Stiftungsrat des Studienzentrums Gerzensee an, dem abgeschiedenen Tagungszentrum der SNB bei Münsingen BE. Mandate bei diversen Pensionskassen runden das Bild ab.

An einem sonnigen Sommertag treffen wir den verheirateten zweifachen Familienvater in Basel. Spontan hat Lengwiler vorgeschlagen, das Gespräch bei ihm zuhause zu führen. Der akademische Betrieb laufe ohnehin derzeit grösstenteils von daheim aus. Und so hat Yvan Lengwiler das Zentrum seines beruflichen Schaffens vom modernen Beton- und Glasgebäude des WWZ in das schicke Einfamilienhäuschen verschoben, das er im Basler Gundeldingerquartier bewohnt, kaum zehn

Minuten zu Fuss vom Bahnhof. Bei einer Kanne Grüntee erklärt der Wirtschaftsprofessor seine Vorschläge für die Nationalbank. Er wählt seine Worte mit Bedacht. Rasch wird klar: Yvan Lengwiler ist kein plakativer Lautsprecher, sondern ein sorgfältig abwägender Wissenschaftler, der aus einem reichen Fundus an theoretischem Wissen und praktischer Erfahrung schöpft.

Wir beginnen unser Gespräch bei dem Thema, das derzeit alle umtreibt: die heftig entbrannte Verteilungsdiskussion um das SNB-Geld. Gleich zu Beginn stellt Lengwiler klar, dass der grösste Teil der gigantischen Nationalbankbilanz von über 900 Milliarden Tabu sei. «Das braucht die SNB für ihre Geldpolitik; es ist eine Art Verwaltungsvermög-

gen.» Die Notenbank könne dereinst wieder in die Situation kommen, die Geldmenge reduzieren zu müssen. Dies bewerkstellige sie durch den Verkauf der Aktien und Obligationen, die sie während dem letzten Jahrzehnt zur Schwächung des Frankens gekauft habe; so entziehe sie dem Markt die in der Vergangenheit geschaffenen Schweizerfranken. Hingegen könne und müsse man durchaus über die Verwendung der sogenannten Ausschüttungsreserve sprechen: die rund 45 Milliarden an aufgelaufenen Anlagegewinnen, «welche die SNB nicht für die Geldpolitik braucht».

### Die Zinsen müssen rauf

Hier plädiert Lengwiler dafür, dass die Nationalbank dem Bund eine Sonderdividende entrichtet, zweckgebunden für den Abbau der Corona-Schulden. Diese Massnahme sieht Lengwiler als Instrument zum Schutz der Schuldenbremse, «einer der wichtigsten Institutionen in der Schweiz, die dem Bund jetzt den nötigen Spielraum für die Ausgaben während der Coronakrise überhaupt erst ermöglicht hat».

Für die Abfederung der wirtschaftlichen Folgen habe der Bundesrat jetzt praktisch sämtliche durch die Schuldenbremse in den letzten 15 Jahren eingesparten Gelder auf einen Schlag ausgegeben, «und das war richtig». Die Schuldenbremse verlange allerdings, dass die neu eingegangenen Schulden schnell zurückgezahlt werden. «Das könnte aber bedeutet, dass der Bund im dümmsten Moment ein Sparpaket auflegen müsste oder das Parlament Jahr für Jahr Ausnahmen von der Schuldenbremse bewilligen würde.» Nach Schätzungen Lengwilers müsste eine solche Ausnahme wohl etwa zehnmal hintereinander bewilligt werden, «und dann wäre die Schuldenbremse wohl Makulatur». Die SNB sollte als wichtige Institution der anderen wichtigen Institution, nämlich der Schuldenbremse, zur Hilfe eilen.



Notenbankpräsident Thomas Jordan.

Lengwilers Vorschläge rühren auch an den Kern der Nationalbank-Aufgabe, die Geldpolitik. Er argumentiert, dass sich die SNB in eine «Liquiditätsfalle» manövriert habe: Durch die seit vielen Jahren sehr tiefen Zinsen bei einer durchschnittlichen Inflation von praktisch Null sei sie ziemlich handlungsunfähig geworden. Die übliche Strategie, dass die Notenbank auf konjunkturelle Einbrüche mit Zinssenkungen reagieren sollte, sei für die Schweiz unrealistisch geworden. «Wenn die Nationalbank die Zinsen noch weiter senkt, dann beginnen die Leute Bargeld zu horten.» Die Nationalbank müsse daher einen Weg finden, die Zinsen wieder in den positiven Bereich zu drücken. «Das geht nur, indem sie eine deutlich positive Inflation erzeugt.» Konkret schwebt Lengwiler eine Rosskur vor: Die Nationalbank sollte ihr Inflationsziel von derzeit null bis zwei Prozent (das sie oft unterschossen hat) auf «klare zwei Prozent» anheben und ankündigen, dass sie den Franken jährlich um beispielsweise 0,5 Prozent schwächen werde, bis dieses Ziel erreicht sei. «Das würde bedeuten, dass wir in wirtschaftlich guten Zeiten einen Zinssatz von vielleicht drei Prozent und eine Inflation von zwei Prozent hätten.»

Weiter wünscht sich Yvan Lengwiler auch institutionelle Reformen bei der SNB: «Ein dreiköpfiges Direktorium mit einer so grossen Machtfülle und etwas intransparenter Entscheidungsfindung ist heute nicht mehr zeitgemäss und international betrachtet ein Unikum.» Im Minimum, findet der Ökonom, sollte das Nationalbankdirektorium mit einer zeitlichen Verzögerung von einigen Jahren die Wortprotokolle seiner Sitzungen veröffentlichen, «damit man versteht, wie die Entscheide zustande kommen».

Doch er kann sich auch weitergehende Änderungen vorstellen. «Die Geldpolitik könnte durchaus breiter abgestützt werden, indem man nach dem Vorbild beispielsweise der englischen oder der kanadischen Notenbank das Direktorium um interne und externe Experten erweitert.» Bei Leuten, die viele Jahrzehnte bei einer Notenbank arbeiten, entwickle sich leicht ein «Silodenken». «Ich denke, die SNB ist stark und würde eine offenere geldpolitische Debatte im Land durchaus ertragen.»

Wie beurteilt Kurt Schiltknecht die Vorschläge Lengwilers? Der frühere SNB-Chefökonom zeigt sich nicht allzu begeistert. Er findet zwar auch, dass die Nationalbank einen grösseren Teil ihrer Gewinne ausschütten sollte. Doch das Ausmass sollte vom mittelfristigen Gewinn abhängig gemacht werden. Eine Koppelung an bestimmte politische Vorhaben, wie etwa den Corona-Schuldenabbau, lehnt er ab. «Das würde einen Präzedenzfall schaffen und wäre der Startschuss für immer neue Forderungen.» Auch institutionell sieht er weniger Hand-

### Lengwilers Wirtschafts-Klassiker:

Was sollte jeder, der sich für Wirtschaft interessiert, gelesen haben? Die üblichen Klassiker – Adam Smith, David Ricardo, John Maynard Keynes – empfiehlt Lengwiler eher nicht. Smith setze voraus, dass man sich sehr tief in eine vorindustrielle Gesellschaft des 18. Jahrhunderts hinein-denke. Ricardo sei ebenfalls «schwer zugänglich». Für «ziemlich kompliziert» hält der Basler Professor auch Keynes. Stattdessen empfiehlt er:

1 — **David Bernoulli:** «Exposition of a New Theory on the Measurement of Risk» (lateinisches Original erschienen 1738, englische Übersetzung in *Econometrica* (1954): «Sehr frühe, sehr fundamentale Einsichten, die viel von wirtschaftlichen Konzepten vorwegnehmen, die erst hundert Jahre später entwickelt wurden.»

2 — **George Akerlof:** «Market for Lemons», in *Quarterly Journal of Economics* (1970); «Eine revolutionäre Arbeit, die anhand einiger Beispiele zeigt, wie asymmetrische Information die Funktionsweise von Märkten beeinflusst.»

3 — **Robert Solow:** «Contribution to the Theory of Economic Growth» (in *Quarterly Journal of Economics*, 1956): «Das Werk erfordert zwar etwas an Mathematik, dafür erkennt man rasch fundamentale Zusammenhänge für ganz langfristige Entwicklungen der Volkswirtschaft.»

4 — **Milton Friedman:** «Von Friedman kann man eigentlich alles lesen: Weltanschauliche Werke wie *Capitalism and Freedom* oder *Free to Choose*. Doch auch etwas akademischere Arbeiten wie *The Role of Monetary Policy* oder *Inflation and Unemployment* sind recht gut zugänglich.»

lunftsbedarf als Lengwiler. «Das SNB-Direktorium könnte durchaus eine etwas mutigere Wechselkurspolitik verfolgen, aber ich bezweifle, dass man das durch eine Vergrösserung des Gremiums erreicht.»

Lengwilers Idee, mit der Brechstange die Inflation auf zwei Prozent zu erhöhen, ist seiner Ansicht nach ein Ansatz, der auf dem Papier schön spielt, in Wirklichkeit aber noch nie funktioniert hat. «Die Marktteilnehmer schauen auf die wirtschaftlichen Fakten und ändern ihr Verhalten nicht, nur weil das Direktorium sagt, es werde den Franken schwächen, bis die Inflation bei zwei Prozent liegt. Selbstverständlich kann ich mich irren, aber einen solchen Versuch würde ich im heutigen Umfeld nie unternehmen.»

## Personenkontrolle

### Keller-Sutter, Macron, Thurnherr, Markwalder, Parmelin, Brenn, Marty, Fehr, Grünenfelder, Müller, Schlüer, Amrein, Trump, Merkel

**Karin Keller-Sutter**, EU-Missionarin, predigt seit Wochen gegen die Begrenzungsinitiative, welche die Zuwanderung aus EU-Ländern in die Schweiz drosseln will. Die Initiative sei ein Hochrisikospiegel, warnte sie erst vor einigen Tagen wieder gegenüber der *NZZ am Sonntag*. Denn die EU werde bei einer Annahme der Initiative bei der Personenfreizügigkeit keine Konzessionen machen, verkündete sie in vorausgehendem Gehorsam gegenüber Brüssel. Wäre es nicht ratsam, wenn sich Keller-Sutter zuerst einmal in Frankreich erkundigen würde, bevor sie sich zu solchen Aussagen verleiten lässt? Dort will Staatspräsident **Emmanuel Macron** nämlich die Entsendung von Arbeitern aus EU-Ländern nach Frankreich bremsen. Dies, weil die Regierung Macron wegen der Corona-Krise mit steil ansteigenden Arbeitslosenzahlen rechnet. Und wenn das EU-Mitglied Frankreich der Zuwanderung den Riegel schieben kann, warum soll das für das Nicht-EU-Mitglied Schweiz nicht gehen? Auch hier schiessen die Arbeitslosenzahlen in die Höhe. (*hmo*)

**Walter Thurnherr**, Mister Digital, bekommt eine eigene Truppe. Letzte Woche wurde bekannt, dass der Bund ab dem 1. Januar 2021 ein neues Kompetenzzentrum für Fragen zur Digitalisierung schafft. Die neue Abteilung soll von **Daniel Markwalder** geleitet werden, der zurzeit noch stellvertretender Generalsekretär ist im Departement von **Guy Parmelin** (SVP). 65 Mitarbeitende sollen im neuen Kompetenzzentrum für Digitalisierung arbeiten, und zwar unter dem Weisungsrecht des Bundeskanzlers. Jetzt bleibt nur noch eine Frage zu klären: Was genau macht eigentlich das Bundesamt für Informatik und Telekommunikation (BIT) mit seinen gegen tausend Mitarbeitern den ganzen Tag? (*hmo*)

**Tristan Brenn**, Sprachkünstler, pflegt einen lockeren Umgang mit offiziellen Bezeichnungen. Der Chefredaktor des Schweizer Fernsehens hat die «Begrenzungsinitiative» der SVP, über die im September abgestimmt wird, kurzerhand in «Initiative gegen die Personenfreizügigkeit» umgetauft. Medien seien nicht verpflichtet, die Namen von Initiativen im Wortlaut zu übernehmen, sondern müssten Leser und Publikum korrekt und verständlich informieren, erklärte Brenn die Wortschöp-



*Vorausgehender Gehorsam:* Keller-Sutter (FDP).



*Fake News:* FDP-Ständerat Marty.



*Unerwünscht:* SVP-Politiker Schlüer.



*Wir-Gefühle:* SP-Regierungsrätin Fehr.

fung. Der eine oder andere Leser dürfte es hingegen nicht unbedingt korrekt und verständlich, sondern vielmehr willkürlich finden, wenn das Schweizer Fernsehen die eine Initiative nach eigenem Gutdünken neu betitelt, die andere («Konzernverantwortungsinitiative») dagegen nicht. Fast könnte man den Eindruck erhalten, beim gebührenfinanzierten Sender spielten politische Vorlieben eine Rolle. (*fon*)

**Dick Marty**, Bundeshausbewohner, überzieht das Land mit «dringenden Nachrichten aus dem Bundeshaus». Ein vom ehemaligen Tessiner FDP-Ständerat unterschriebener Brief an die «Bevölkerung der Schweiz» – datiert vom Juni 2020 – erhebt schwerste Vorwürfe gegen die Wirtschaftsverbände und die Firmen Holcim, Syngenta und Glencore. Dabei trommelt der Freisinnige ungeniert für die ruinöse Konzernvertreibungsinitiative und sammelt Geld für Inserate. Dass er die Gegner der Initiative ausdrücklich beschuldigt, sie verbreiteten Fake News, ist das eine. Dass er aber die Bürger glauben macht, sein hochideologisches Pamphlet stamme direkt aus dem Bundes-



*Hass und Häme:* Donald Trump jr.

haus, sind die fettesten Fake News von allen. Dick Marty verkehrt nämlich seit neun Jahren nicht mehr im Bundeshaus. (*mö*)

**Jacqueline Fehr**, Duzfreundin, richtet sich unentwegt und ungefragt mit ihren persönlichen Mailbotschaften an Tausende von Adressaten. In Du-Form schreibt die Zürcher SP-Regierungsrätin in ihrer neusten Botschaft, wie wunderbar solidarisch sich die Gesellschaft doch im Corona-Lockdown verhalten habe und wie enorm wichtig doch ein «verlässlicher Staat» sei. «Wir», so die eigentlich in ein Kollegialitätssystem eingebundene Politikerin, hätten den «soliden Staat» gegen Angriffe von freiheitlich-liberaler Seite «erfolgreich verteidigt». In Zukunft gehe es darum, dem «zuverlässigen, aktiven Staat» Sorge zu tragen. Auch wer der Staatsanbeterin Fehr seit Jahren schreibt, er möchte von ihr weder per Mail behelligt noch von ihr geduzt werden, wird nicht in Ruhe gelassen. In ihrer eigenen Sprache handelt es sich eigentlich um eine respektlose, unerwünschte, übergreifige Grenzüberschreitung. (*mö*)

**Peter Grünenfelder**, Theoretiker, sorgt mit einer neuen Studie seiner Denkfabrik Avenir Suisse für Erstaunen. Die Publikation mit dem süffigen Titel «Frauenfeindliche Familienbesteuerung» propagiert den Wechsel von der gemeinsamen Besteuerung zur Individualbesteuerung. Dass die getrennte Besteuerung der Ehepartner zeitgemäss wäre, sei hier nicht in Frage gestellt. Gleichzeitig wirbt die Studie allerdings auch für «bezahlbare» Kita-Plätze, für tiefere Elternbeiträge und für einen bezahlten Elternurlaub angemessener Länge. Da fragt man sich schon, wie man bei Avenir Suisse die Begriffe Eigeninitiative und Selbstverantwortung interpretiert, nach denen sich die Denkfabrik nach eigenem Bekunden ausrichtet. (fon)

**Jürg Müller**, Nicht-Gastwirt, hat als Inhaber des Restaurants «Du Théâtre» im Zürcher Seefeld einen Sinn für den dramatischen Auftritt. Als ihn per E-Mail eine Reservation auf die Namen **Ulrich Schlüer** und **Hans-Peter Amrein** erreichte, lud er die beiden SVP-Politiker kurzerhand aus: «Da wir keine politischen Interessenskonflikte in unserem Restaurant provozieren möchten, bitten wir Sie, eine andere Lokalität für Ihr Mittagessen zu wählen.» Einer der Betroffenen, der wortgewaltige Kantonsrat Hans-Peter Amrein, machte den Vorfall daraufhin im Zürcher Kantonsparlament publik. In einer persönlichen Erklärung kreierte er am Montag an, er habe «in autoritären Staaten viel Unschönes» gesehen und schätze die freie Meinungsäusserung in der Schweiz über alles, «was sich aber in unserem Kanton in den letzten Wochen abspielt, ist unglaublich». Die plötzliche Aufmerksamkeit war dem Gastwirt dann offenbar noch unangenehmer als der Besuch des SVP-Duos. In einem längeren Schreiben an Amrein beklagte er sich, dieser habe seine «politische Stellung ausgenutzt, um mir einen Denkkzettel zu verpassen». (fsc)

**Donald Trump Jr.**, maskenloser Präsidentensohn, erntet nichts als Hass und Häme für seinen Verzicht auf einen Corona-Mund-Nasen-Schutz. Eifernd fiel New Yorks Presse über ihn her, weil er eine Stunde lang die Party eines Freundes auf einer Dachterrasse besucht hatte. Muss mehr am Namen als am Virus liegen: Auch Papa Donald Trump wird regelmässig gerügt, weil er sich keine Textilien vors Gesicht zieht – vor allem von den deutschen Medien. (ky)

**Angela Merkel**, maskenlose Kanzlerin, erntet nichts als wohlwollendes Verständnis für ihren Verzicht auf einen Corona-Mund-Nasen-Schutz. Solange sie den Sicherheitsabstand einhalte, brauche sie den Lappen im Gesicht nicht, beschied sie schnippisch einer vorlauten Fragestellerin. Deutschlands Medien murmelten übereinstimmend Zustimmung zu der klugen Entscheidung. (ky)

## Nachruf



*Lebte auf der Strasse:* «Graduate»-Autor Webb.

**Charles Webb (1939 – 2020)** — «Mrs. Robinson, Sie versuchen, mich zu verführen, nicht wahr?» wurde zum Slogan der Studentenschaft drüben wie hüben, und wenn dazu der Mickerboy Benjamin Braddock (Dustin Hoffman) beim behaglichen Strecken des schlanken Damenbeins guckt wie ein Stichling, den man aufs Trockene geworfen hat, wurde die Frage zum Brüller, man kann fast mit schöner Ironie sagen, zum Signal für die Revolte gegen die Elterngeneration, die Moral und Gewissen im eisigen Schmelzofen der Erfolgs- und Karriereplanung verloren hat.

Mrs. Robinson (Anne Bancroft), Gattin eines Reichlings, ist von Geld und Luxus so angeödet, dass sie erotische Abwechslung beim College-Hänfling Benjamin sucht.

«The Graduate» hiess jener Film aus dem Jahr 1967, der nicht nur die Karriere von Dustin Hoffman beförderte, sondern auch die des Regisseurs Mike Nichols und des Drehbuchautors Buck Henry (der bis zu 80 Prozent der Originaldialoge übernahm!) – von den Produzenten dieses Kassenschlagers und Startschusses von «New Hollywood» ganz zu schweigen.

Nur einer wurde von dem medialen Rummel fast plattgemacht: Charles Webb, der Autor, der mit seinem einige Jahre zuvor erschienenen Roman eigentlich eine Satire auf das von Reichtum begünstigte College-System schreiben wollte. Die Kritik teilte diese Einschätzung nicht, dafür erkannte Hollywood in der Konstellation einer erfahrenen Lady, die den Jungen verführt, der ihre Tochter heiraten will, ein enormes Potenzial. Die Rechnung ging auf, nicht aber für Webb: 20 000 Dollar erhielt er für die Rechte und dann nichts mehr.

Trotzdem förderte der Film die Buchverkäufe, was Webb, dem Nonkonformisten, zwar auch Geld brachte, aber ihn trotzdem ein Leben lang kränkte. Der gebürtige Kalifornier, der später nach England zog, litt darunter, nur mit diesem seinem Debüt in Verbindung gebracht zu werden. Dabei schrieb er noch mehr Romane, und einer davon, «New Cardiff», wurde ebenfalls verfilmt. Webb kam aus reichem Haus, kannte seine Pappenheimer, lehnte jedoch die Erbschaft seines Vaters ab und lebte mit seiner Frau Eva und ihren zwei Kindern lange auf der Strasse. Das Geld von «The Graduate» spendete er für wohltätige Zwecke. *Wolfram Knorr*

**DIE WELTWOCH**

## Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



# Abschaffung der Geschlechter

Von Katharina Fontana — Die einen fordern neben Mann und Frau eine dritte Option, die andern wollen ganz aufs Geschlecht im Recht verzichten. Was würde das für die Gesellschaft bedeuten?

Es ist eine Vorstellung, an die man sich noch etwas gewöhnen muss: Nicht mehr die Biologie entscheidet, ob man amtlich gesehen ein Mann oder eine Frau ist, sondern die innere Überzeugung. Der Ständerat hat dieser bemerkenswerten Gesetzesänderung im Juni als Erstrat zugestimmt, im Nationalrat dürfte die Vorlage ebenfalls glatt über die Bühne gehen. In der Schweiz wird man also künftig sein Geschlecht selbstbestimmt wählen dürfen und von heute auf morgen offiziell von einer Frau zum Mann, von einem Mann zur Frau werden können – ohne medizinischen Nachweis, durch eine simple Erklärung auf dem Zivilstandsamt, wobei auch ein mehrmaliges Hin und Her möglich sein soll.

Das neue Gesetz ist ein beachtlicher Erfolg für die Bewegung der Transmenschen, die den schnellen und voraussetzungslosen Geschlechterwechsel seit längerem fordern. Die Freude in der Community ist allerdings eingetrübt, weil für Minderjährige strengere Regeln gelten. Kinder und Jugendliche sollen die neue Freiheit nur mit Zustimmung der Eltern ausüben dürfen. Der rechten Ratsmehrheit im Ständerat war es mulmig bei der Vorstellung, dass rebellische Teenager im Hormonsturm ihrer Identität überstürzt entfliehen könnten. Ob der Nationalrat auf dieser Linie bleiben wird, ist offen.

Die Schweiz tut damit das, was etliche Länder vorgemacht haben: Für das Geschlecht ausschlaggebend ist, wie man sich fühlt und als was man sich selber identifiziert. Es ist nicht davon auszugehen, dass hierzulande nun plötzlich ein Massenansturm auf die Zivilstandsämter einsetzen wird; der Geschlechterwechsel dürfte ein Randphänomen bleiben, der Grossteil der Bevölkerung wird davon nichts mitbekommen.

Dennoch ist die Rechtsänderung nicht ohne, denn sie bedeutet den Abschied vom herkömmlichen Mann-Frau-Verständnis, das die Menschen je nach Geschlechtsmerkmalen in «männlich» und «weiblich» unterteilt. Anders gesagt: Das Geschlecht gilt im Recht zunehmend als soziales Konstrukt. Und dies, obschon in der Gesellschaft nach wie vor die Ansicht dominiert, dass das Geschlecht ziemlich viel mit Chromosomen, Anatomie und körperlichen Attributen zu tun hat und dass biologische Männer nicht dasselbe sind wie biologische Frauen und umgekehrt.

Das kann durchaus zu Friktionen führen, wie ein Blick ins Ausland zeigt. Namentlich im

angelsächsischen Raum fühlen sich Frauen von der Transbewegung, die mittlerweile Mainstream geworden ist, zunehmend an den Rand gedrückt. In Grossbritannien etwa führt J.K. Rowling, die Autorin von «Harry Potter», einen weltweit beachteten Schlagabtausch mit Transaktivisten, weil sie der Auffassung ist, dass Transfrauen (Menschen, die als Männer geboren und später zu Frauen wurden) und biologische Frauen nicht komplett dasselbe seien und man es mit der Inklusion nicht zu weit treiben soll.

Der Disput dreht sich einerseits um den um sich greifenden Sprachfuror, der das Wort «Frau» zunehmend verdrängt und mit Ausdrücken wie «Menschen, die menstruieren» ersetzt – dies, um die Gefühle von Transfrauen und -männern zu schonen und sie nicht auszugrenzen. Andererseits geht es um die realen Gefahren für Frauen, wenn plötzlich für sie reservierte Toiletten oder Garderoben biologischen Männern offenstehen, die behaupten, sie fühlten sich weiblich. Wie weit soll die Gleichstellung gehen?

## Trend zur Dreigeschlechtlichkeit

Mit dem beliebigen Wechsel der geschlechtlichen Identität ist die Debatte über das Geschlecht im Recht hierzulande noch nicht beendet. Man könnte auch sagen, sie nimmt gerade erst Fahrt auf. Denn schon stehen weitere Themen auf der eidgenössischen Traktandenliste, allen voran das dritte Geschlecht. Dabei handelt es sich um eine zusätzliche rechtliche Kategorie, neben jener von Mann und Frau. Gedacht ist sie in erster Linie für Menschen, die biologisch gesehen ein Zwischending sind, früher Hermaphroditen oder Zwitter genannt, heute Intersexuelle.

Der Bundesrat ist derzeit daran, die Option des dritten Geschlechts zu prüfen. Bis im nächsten Jahr will das Justizdepartement mitteilen, was es davon hält und ob man von der binären Geschlechterordnung Mann/Frau zur Dreigeschlechtlichkeit wechseln soll.

Letzteres wäre keine Überraschung, denn der Trend geht international in diese Richtung. Deutschland hat den Schritt zum dritten Geschlecht schon gemacht und die Kategorie der «Diversen» geschaffen, ebenso Österreich. Indien kennt das dritte Geschlecht schon lange, auch Australien, Dänemark, Kanada, Argentinien und weitere haben es eingeführt. In etlichen Rechtsordnungen ist die dritte Option nicht auf Intersexuelle beschränkt, son-



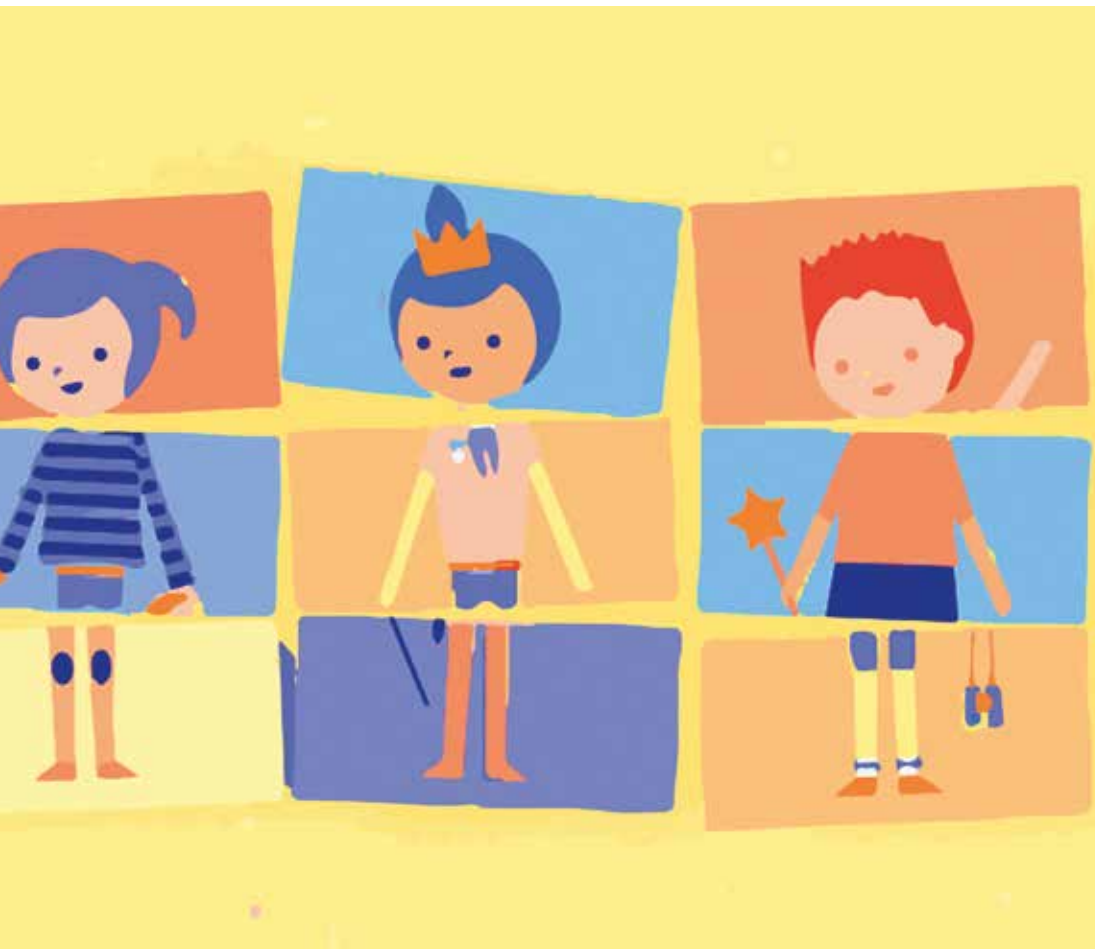
Wie passt das dritte Geschlecht zu einer Rechtsordnung,

den steht auch Personen offen, die zwar eindeutig männlich oder weiblich sind, denen die binäre Ordnung mit Frau und Mann aber zu eng ist und die sich als etwas anderes fühlen.

Die Vielfalt der Nichtbinären ist gross: Es gibt Agender (Geschlechtsneutrale), Pangender (die sich mit allen Geschlechtsidentitäten identifizieren) oder Geschlechtsfluide (mal mehr Mann, mal mehr Frau), um ein paar Beispiele zu nennen.

Sollte die Schweiz das dritte Geschlecht einführen, wird sie es kaum auf Intersexuelle beschränken können, sondern wird auch hier Selbstbestimmung gelten lassen müssen. Denn wenn mit allen männlichen Attributen ausgestattete Menschen durch eine Erklärung gegenüber dem Zivilstandsbeamten offiziell zu Frauen werden dürfen und umgekehrt biologisch urweibliche Wesen zu Männern, dann muss es auch möglich sein, dass all jene, die sich mit dieser Zweigleisigkeit nicht identifizieren, in die Sammelgruppe der «Diversen» – oder wie immer man sie nennen will – wechseln.

Dabei stellen sich juristisch höchst interessante Fragen. Wenn man ein drittes Geschlecht schafft, ist es nicht damit getan, einzig die Modalitäten im Personenstandsregister anzupassen und neben «weiblich» und «männlich» noch die Kategorie «divers» zuzulassen. Wenn schon ein drittes Geschlecht, dann wird man es als vollwertige Form anerkennen müs-



die eine Mutterschaftsversicherung und einen Militärdienst für Männer vorsieht?

sen; alles andere würde mit Sicherheit als diskriminierend angesehen.

Doch wie passt das dritte Geschlecht zu einer Rechtsordnung, die eine Mutterschaftsversicherung und Militärdienst für Männer vorsieht, die eine privilegierte Witwenrente und ein unterschiedliches Rentenalter für Frauen und Männer kennt? Deren Abstammungsrecht davon ausgeht, dass es Vater und Mutter gibt? Deren Grundlage also auf einer binärgeschlechtlichen Kategorie aufbaut? Wie und wo passen die «Diversen» da hinein? Von den sprachlichen Anpassungen der Gesetze und amtlichen Dokumente ganz zu schweigen, wobei hier noch vieles offen ist. Über die Frage, welches das adäquate Pronomen für nichtbinäre Personen ist, wird derzeit im deutschen Sprachraum wie auch anderswo engagiert debattiert.

### Radikale Vereinfachung

Es gibt aber auch Stimmen, die finden, dass die Lösung nicht in der Diversifikation und der Vielfalt liegen könne, sondern dass es gerade in die andere Richtung gehen müsse – hin zu einer radikalen Vereinfachung, indem man in der Rechtsordnung auf die Kategorie des Geschlechts überhaupt verzichtet und keinerlei Konsequenzen mehr an die Geschlechtszugehörigkeit knüpft.

So sieht etwa der emeritierte Privatrechtsprofessor Thomas Geiser keinen vernünftigen

Grund, warum die Rechtsordnung zwischen Mann und Frau unterscheidet. Warum beispielsweise Männer in den Militärdienst müssten, Frauen dagegen nicht, entbehre jeglicher sachlichen Rechtfertigung. Auch dort, wo es klare biologische Unterschiede gibt, beim Mutterschutz etwa, sieht Geiser keine Probleme: Für den arbeitsrechtlichen Schutz zähle nicht das Geschlecht an sich, sondern der Umstand einer Schwangerschaft. Das Gesetz könne dem Rechnung tragen, indem es unterscheidet zwischen Menschen, die schwanger sind, und Menschen, die nicht schwanger sind.

Die Idee, das Geschlecht als rechtliche Kategorie vollständig aufzugeben, wird von der jüngeren feministischen Rechtswissenschaft unterstützt. Recht konstruiere überholte Rollenbilder, deshalb solle man bereits bei der Geburt darauf verzichten, das Geschlecht im Personenstandsregister einzutragen, meint etwa die Rechtsanwältin Sandra Hotz, die an der Universität Basel «Legal Gender Studies» lehrt. Ein solcher Verzicht könne befreiend wirken. Den Aufwand, die gesamte Rechtsordnung entsprechend anzupassen, hält Hotz für nicht allzu gross.

Der Ruf nach dem «Recht ohne Geschlecht» hat inzwischen das eidgenössische Parlament erreicht. Vor allem die linke Seite liebäugelt mit dieser Vorstellung, verschiedene Vorstösse wurden überwiesen, der Bundesrat muss neben der Einführung des dritten Geschlechts

nun zusätzlich auch diese Möglichkeit prüfen. Doch nicht überall dürfte die Idee der neutralen Rechtsordnung gut ankommen, gerade auch bei gestandenen Feministinnen nicht, denn sie würde für die Frauen so einiges auf den Kopf stellen und etliche Privilegien – Frauen müssen keinen Militärdienst leisten und haben sozialversicherungsrechtliche Vorteile – gefährden.

### Menschen mit Penis

Kommt hinzu, dass der Vergleich zwischen Männern und Frauen für jeden Gleichberechtigungsartikel zentral ist. Man kann zig Statistiken anführen, um Unterschiede zwischen den Geschlechtern zu kritisieren und diese als Hebel für politische Gleichstellungsforderungen zu nutzen. Und auch im Berufsalltag ist das Frausein relevant, wenn es um Klagen wegen Lohndiskriminierung oder um eine Quotenregelung für Kaderstellen geht.

Angesichts dieser Ausgangslage wird sich so manche Feministin überlegen, ob es wirklich Vorteile bringen würde, die Kategorie «Frau» preiszugeben, oder ob das Ganze nicht, salopp formuliert, ein Gender-Gaga-Eigengoal wäre, von dem am Ende bloss die Männer profitieren würden – oder gendergerecht ausgedrückt: die Menschen mit Penis.

## Urteilspublikation zu Gunsten von Jolanda Spiess-Hegglin

Mit Urteil vom 18. Juni 2019 hat das Obergericht des Kantons Zürich Philipp Gut wegen übler Nachrede zum Nachteil von Jolanda Spiess-Hegglin verurteilt. Das Gericht stellte fest, dass der von Philipp Gut in der Zeitschrift Weltwoche Nr. 39.15, erschienen am 24. September 2015, publizierte Artikel, für den die Weltwoche Verlags AG verantwortlich ist, mit dem Titel «Die fatalen Folgen eines Fehltritts» die Ehre von Jolanda Spiess-Hegglin verletzt, namentlich soweit Philipp Gut darin ausführt, Jolanda Spiess-Hegglin habe Markus Hürliemann planmässig und wissentlich falsch beschuldigt und wiederholt gelogen. Weiter stellte das Gericht fest, dass Philipp Gut weder den Wahrheitsbeweis für die ehrverletzenden Äusserungen erbrachte noch beweisen konnte, dass er ernsthafte Gründe hatte, seine Äusserungen in guten Treuen für wahr zu halten.

## Lebenslüge «Flankierende»

Von Christoph Mörgeli

Wer als Konzernmanager Bewerber unter einigen hundert Millionen EU-Bürgern auswählen und die Löhne drücken kann, findet die Personenfreizügigkeit eine gute Sache. Doch die Linken wissen, dass ihre eigenen Wähler enorm unter der unkontrollierten Zuwanderung leiden. Wer als Arbeiter oder Arbeitnehmer – zumal in gesetzterem Alter – seine Stelle verloren hat oder um sie bangen muss, wer keine bezahlbare Wohnung mehr findet, wird bei der Begrenzungsinitiative dem Ja-Lager zuneigen. Das war schon 2014 so, als die SVP-Massenzuwanderungsinitiative ihren überraschenden Triumph feierte. Ohne linke Stimmen wäre das nicht gelungen.

In dieser Notlage argumentieren jetzt SP und Gewerkschaften so: Den Befürwortern der Begrenzungsinitiative gehe es nur darum, die flankierenden Massnahmen und den Lohnschutz zu zerstören. Nichts ist allerdings leichter, als diese Behauptung zu widerlegen. Von «flankierenden Massnahmen» und von «Lohnschutz» war nämlich vor der EU-Personenfreizügigkeit noch keine Rede. Beide Begriffe waren so gut wie unbekannt. Warum? Weil es damals weder flankierende Massnahmen noch einen Lohnschutz brauchte. Die hiesigen Real-löhne sind in den fünfziger bis achtziger Jahren – also ohne Personenfreizügigkeit – weit stärker gestiegen als in den letzten paar Jahren. Zudem ist das hiesige Pro-Kopf-Einkommen seit Ende des Zweiten Weltkriegs bis zum Beginn der Personenfreizügigkeit jährlich um zwei Prozent gestiegen. Seither stagniert es.

Einzig zur Abfederung des EU-Lohndrucks, der auf ihren Mitgliedern lastet, schreien die Gewerkschaften nach «flankierenden Massnahmen». Unter dem Banner «Lohnschutz» verhüllen sie den Loehndruck und die Lohneinbussen. Während die Arbeiter und Angestellten unter der Personenfreizügigkeit leiden, mästen die roten Bonzen sich selber und ihre Gewerkschaftskassen. Denn die flankierenden Massnahmen und deren aufwendige Kontrollen spülen viele Millionen in die eigene Schatulle. Und immer neue EU-Zuwanderer vergrössern die Gewerkschaftseinnahmen und die Macht zum Abschluss von wirtschaftsfeindlichen «Gesamtarbeitsverträgen». Darum handeln die Gewerkschaftsführer bei der Massenzuwanderung gegen die Interessen ihrer Mitglieder. Gleichzeitig vermehrt sich die Anzahl der Gewerkschaftsfunktionäre. Wundersam und zeitgeistig, weil auf ungeschlechtliche Weise.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Tönnies macht den Eichenberger

Von Peter Bodenmann — Professor Reiner Eichenberger forderte vor Wochen die Durchseuchung der Schweizer Bevölkerung.



Rheinischer Frohsinn: Milliardär Tönnies lässt jedes Jahr sechzehn Millionen Schweine schlachten.

In den letzten zwei Monaten wanderten mehr Menschen von der Schweiz in die EU aus als von der EU in die Schweiz ein. Wir sind neu ein Auswanderungs- und kein Einwanderungsland mehr, weil das Leben in der Schweiz ohne Arbeit zu teuer ist. Der Grund: Es gibt Personenfreizügigkeit mit flankierenden Massnahmen. Und Personenfreizügigkeit ohne nennenswerte flankierende Massnahmen.

**Tönnies-Wahnsinn 1:** Die SPD und die Grünen haben mit Hartz IV einen Niedriglohnsektor geschaffen. Die bisherigen Korrekturen – etwa im Bereich Mindestlohn – sind lächerlich. Tönnies hat also nur den Spielraum ausgenutzt, den SPD und Grüne geschaffen haben. In der Schweiz sind die Mindestlöhne für Metzger nominal doppelt so hoch wie in Deutschland.

**Tönnies-Wahnsinn 2:** In der Schweiz wissen Gemeinde, Kanton und Bund jederzeit, wo ausländische Arbeitskräfte wohnen. Bei Tönnies war dies anders. Unterakkordanten steckten ihre Leiharbeiter in Bruchbuden und Container. Viele von ihnen schliefen im Schichtbetrieb. Frage: Wer hat das im einst roten Nordrhein-Westfalen zugelassen?

**Tönnies-Wahnsinn 3:** Tönnies kühlte seine Zerlegebereiche mit Umluftkühlern ohne Filter. Ein hygienischer Irrsinn. Das Virus drehte sich im Kreis, bis sich fast alle angesteckt hatten. Welches Gesundheitsamt, welches Fabrikinspektorat hat hier einfach weggeschaut?

Man kann die Dinge auch anders sehen. Unser Professor Reiner Eichenberger hat der Schweiz empfohlen, die jungen Menschen schnell und schmerzlos zu infizieren, um so relativ zügig Party-Herdenimmunität zu erreichen. Tönnies hat Eichenberger eins zu eins umgesetzt. Seine Metzger sind als Herde dank gezielter Ansteckung jetzt weitgehend immun.

Fast alle in Deutschland glauben, dass das Fleisch teurer werden muss. Es gibt auch eine andere Logik: Werkswohnungen für die Metzger. Kaufkraftbereinigte Schweizer Löhne auch für die Schlachter aus Rumänien. Neue Zerlegestrassen mit vielen Robotern, die sich dank höheren Löhnen neu rechnen. Weniger Gewinne für die Milliardärsfamilie Tönnies, die aufhören muss, die CDU und Schalke 04 zu sponsern.

**Alles wird gut 1:** Im tiefgefrorenen Tönnies-Fleisch soll das Virus zwei Jahre überleben. Der Fleischkonsum wird rapide zurückgehen, denn Ängste fressen Schnitzel auf.

**Alles wird gut 2:** Die Zukunft gehört den Vegi-Burgern sowie feinen Steaks, die in grossen Labors Rindviecher-frei produziert werden.

**Alles wird gut 3:** Das fleischgetriebene Schweinesystem geht schleichend unter wie einst das Römische Reich. Die Schweiz wird sogar dank neuer Technologien zehn Millionen Menschen selber versorgen können.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.





Kostenreduktion mit Samthandschuhen: NZZ-Newsroom.

## Medien

# Rätsel auf der Redaktion

Von Kurt W. Zimmermann — Krisen haben oft einen klärenden Effekt. Sie zeigen zum Beispiel, wie ineffizient Redaktionen sind.

**H**eute beginnen wir mit einem Preisrätsel: Wie viele Köpfe zählt die Wirtschaftsredaktion des *Tages-Anzeigers*?

Damit man das Preisrätsel lösen kann, braucht es zwei Zahlen. Die Wirtschaftsredaktion verfasst pro Tag vier Artikel. Die erscheinen erst online und füllen dann im Blatt zwei Seiten.

Lösung: Für die täglichen vier Artikel und zwei Zeitungsseiten braucht es beim *Tages-Anzeiger* 20 Redaktionsstellen.

Eine andere Quizfrage: Wie viele Köpfe zählt die Auslandredaktion der NZZ?

Damit man die Quizfrage beantworten kann, braucht es wieder zwei Zahlen. Die Auslandredaktion der NZZ verfasst pro Tag acht Artikel. Die erscheinen erst online und füllen dann im Blatt fünf Seiten.

Lösung: Für die täglichen acht Artikel und fünf Zeitungsseiten braucht es bei der NZZ 50 Redaktionsstellen.

Wer sich in der Branche nicht auskennt, der stutzt nun wohl: 20 angestellte Journalisten für vier Artikel am Tag? 50 angestellte Journalisten für acht Artikel am Tag?

Wer sich in der Branche auskennt, der stutzt genauso. Redaktoren des *Tages-Anzeigers* wie der NZZ sagen mir schon seit langem, man könnte ihren Wirtschaftsteil und ihren Auslandteil auch mit der Hälfte des heutigen Personals bestreiten. Gegen aussen sagen sie das natürlich nicht, denn sie wollen ja ihren Arbeitsplatz nicht gefährden.

Corona hat viele Zeitungen dünner gemacht. Sie sind nicht nur dünner geworden, weil sie keine Anzeigen mehr bekommen, sondern sie haben auch das publizistische Angebot reduziert. Die Titel produzieren mit dem gleichen Redaktionsbestand von zuvor nun weniger Seiten und weniger Storys. Die NZZ hat sich für die Zukunft nun auf einen Umfang von 32 Seiten festgelegt. Vor zwanzig Jahren war sie noch bis zu 96 Seiten stark.

Corona hat ein finanzielles Hauptproblem der Zeitungsbranche weiter verschärft. Die Redaktionen sind enorm ineffizient.

Die Redaktion des *Tages-Anzeigers* zählt heute 320 festangestellte Journalisten. Das sind 110 mehr als noch im Jahr 2005. Dennoch liefert die stark gewachsene Redaktion heute weniger Artikel als noch vor fünfzehn Jahren.

Bei der NZZ ist es vergleichbar. Auf der Redaktion arbeiten heute 240 festangestellte Köpfe, 90 mehr als noch im Jahr 2005. Trotz dieser Zunahme hat der gesamthafte Output der Redaktion in den letzten fünfzehn Jahren abgenommen.

Die schlechte Effizienz-Bilanz der Redaktionen lässt sich zum Teil durch das Internet erklären. Hier braucht es zusätzliches Personal für Grafik, Videos, Interaktion und Produktion. Am deutlichsten sieht man das derzeit bei der Blick-Gruppe. Für ihr neues Blick-TV, einen digitalen Ausbau, stockte sie die Redaktion um 48 Mitarbeiter auf.

Die NZZ hat als erstes Medienhaus nun eine Kostenreduktion auf der Redaktion verordnet, allerdings mit Samthandschuhen. Nur rund ein Dutzend an journalistischen Stellen wird abgebaut. Die andern Medienhäuser werden folgen. Wenn nach Corona die staatlichen Zuschüsse für Kurzarbeit wegfallen, können sie ihre ineffizienten Redaktionen nicht mehr finanzieren.

Es wird auf Redaktionen also zu Stellenreduktionen kommen müssen. Dann beginnt jedes Mal das grosse Gezeter von Politikern, Gewerkschaften, Publizisten und Medienwissenschaftlern. Wenn auf einer Redaktion eine Handvoll Journalisten abgebaut wird, beklagen sie jeweils einen gewaltigen Qualitätsverlust.

Seltsam dabei ist nur: Als in den Jahren zuvor manche Redaktionen um Dutzende von Journalisten aufgestockt wurden, ist niemandem ein gewaltiger Qualitätsgewinn aufgefallen.

## Die Deutschen

# Die Kümmerer

Von Henryk M. Broder — Hemd und Jacke.

**D**er Bundestag, das Parlament der Bundesrepublik Deutschland, hat mit grosser Mehrheit eine Resolution verabschiedet, in der die geplante Annexion (bereits besetzter) palästinensischer Gebiete durch Israel als «völkerrechtswidrig» bezeichnet und die israelische Regierung ermahnt wird, die Pläne fallenzulassen. Andernfalls seien «erhebliche Auswirkungen auf den Friedensprozess des Nahen Ostens und die regionale Stabilität» zu befürchten, so die DPA in einer Vorausmeldung.



Falls Sie sich nun fragen, warum und weshalb die Sorge um den «Friedensprozess» und die «regionale Stabilität im Nahen Osten» zu den Aufgaben des Bundestages gehört, kann ich Ihnen darauf keine Antwort geben, zumal der «soziale Frieden» in Deutschland erodiert und die «innere Stabilität» des Landes, wie zuletzt in Stuttgart, nur noch mit einem Massenaufgebot an Sicherheitskräften garantiert werden kann. Wenn dem Bundestag das Hemd näher als die Jacke wäre, müsste er sich zuerst mit den Zuständen im Lande beschäftigen. Ist aber nicht der Fall. Es hat auch noch keine Resolution des Bundestages an die Adresse der chinesischen Regierung gegeben, die Besetzung von Tibet zu beenden.

Israel gegenüber fühlt sich die deutsche Regierung in besonderer Weise verbunden, was man gerne mit den «besonderen deutsch-jüdischen Beziehungen» erklärt, soll heissen, dem fast geglückten Anlauf zur «Lösung» der Judenfrage in den dreissiger und vierziger Jahren. Ohne dieses Intermezzo könnte es dem Bundestag und der Bundesregierung egal sein, ob Israel von der Landkarte verschwindet oder in «Palästina» umbenannt wird; allerdings, wie die Dinge nun einmal sind, zeigt man lieber Haltung und Verantwortung. Das klingt dann so: «Ich lehne die Pläne der Regierung Netanjahu ab. Sie schaffen Tatsachen, wo wir Verhandlungen bräuchten. Eine Zweistaatenlösung rückt damit in weite Ferne», sagt eine Abgeordnete der CDU, die seit 2002 einen ländlichen Wahlkreis im Westen der Bundesrepublik an der Grenze zu den Niederlanden vertritt. Auf ihrer Homepage steht ganz oben der Satz: «Sie kümmert sich.» Um Hilfen für Krabbenfischer, Menschen mit Behinderungen, Arbeitsbedingungen in der Fleischindustrie. Und um die Zweistaatenlösung im Nahen Osten. – Fragt sich nur, ob sie dafür in den Bundestag gewählt wurde.



Thiel

## Linguistik

Von *Andreas Thiel*

**Prof. Dr. Bleicher-Selbstbräuner:** Der Rassismus fängt bei der Sprache an. «Ueli» bildet die erste Hälfte von «Ulrich» aus dem altgermanischen «uodal», was «Stamm» bedeutet. «Maurer» bezeichnet einen Mauren, aus Mauretanien stammend, was gleichbedeutend ist mit «Mohr». «Ueli Maurer» heisst «Mohrenstamm». Und «Guy» steht für «Guillaume», also «Wilhelm», aus althochdeutsch «willio», «Wille», und «helm», «Schutz». «Parmelin» setzt sich zusammen aus griechisch «par», das heisst «vor», und «mélas», «schwarz», also wieder «Mohr». «Guy Parmelin» bedeutet «will vor Mohren schützen». Und es betrifft nicht nur die SVP. «Ignazio» kommt vom lateinischen «ignatius», «der Feurige». Und «cassis» ist die französische Bezeichnung für «Schwarze Johannisbeere», auf Lateinisch «ribes nigrum». «Ignazio Cassis» bedeutet eigentlich «feuriges Negerfrüchtchen». «Karin» wird vom lateinischen «cara», «teuer», abgeleitet, «Keller» von «cella», «Zelle», und der Name «Sutter» heisst «Sieder». «Teurer, heisser Vorrat in der Zelle» klingt zwar harmlos, aber nur, wenn man vergisst, dass General Sutter in den Eingeborenenkinderhandel verwickelt war. Viola Amherd kommt nicht besser weg. Auf Französisch heisst «violier» «vergewaltigen». Und die Vorsilbe «am», von lateinisch «amb», bedeutet «ringsum». Die indogermanische Wortwurzel von «Herd» ist «ker» und bedeutet «Kohle», was die Sklavenhändler als Code für Schwarze benutzten. Das können Sie selber zusammensetzen. «Simonetta» beziehungsweise «Simon» leitet sich von griechisch «simos» ab und bedeutet «stupsnasig». «Sommar» ist Schwedisch und heisst «Sommer», und «uga» ist die Länderabkürzung für Uganda. «Simonetta Sommaruga» bedeutet «stupsnasig im ugandischen Sommer», was immer das heissen mag. Und «Berset» ist zusammengesetzt aus altisländisch «ber», «Bär», und «serkr», «Hemd». Es bedeutet «Bärenfell». «Alain» heisst «vom Volke der Alanen». «Alanen» ist ein anderes Wort für Arier. «Alain Berset» bedeutet «Arier im Bärenfell». Ich empfehle der Migros, den gesamten Bundesrat aus dem Sortiment zu nehmen.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Leserbriefe

«Es ist schon erstaunlich, wie schnell sich solche absurden Ansichten entwickeln und die ganze Welt infizieren.» *Bruno Blum*

### Erzieherin der Nation

Nr. 26 – «Verfall eines Mythos»; Erik Ebnetter über die Migros

Die Migros hat sich zur Erzieherin der Nation aufgeschwungen. Es ist nicht mehr der Konsument, der entscheidet, was er kauft, sondern die Migros versteht sich als unsichtbare Hand, die den Konsumenten – notfalls mit sanfter Gewalt – anleitet, was er zu kaufen hat und was nicht. Ähnlich wie beim Mohrenkopf hat die Migros vor einigen Jahren Toilettenpapier aus dem Verkehr gezogen, das mit den Tierkreiszeichen bedruckt war, nicht etwa weil Astrologen protestiert hätten, sondern weil Muslime im Jungfrau-Zeichen angeblich Allah verunglimpft sahen. Umgekehrt sieht sich die Migros kaum veranlasst, trotz Protesten der Schweizerischen Bischofskonferenz und frommer Katholiken Kondome aus ihrem Sortiment zu entfernen. *Niklaus Strolz, Zürich*

### Postmoderner Neomarxismus

Nr. 25 – «Die Welt spinnt»; Essay von Urs Gehrig

Das Individuum wird ersetzt durch Gruppenzugehörigkeit. Gruppen in der Minderheit sind in der Postmoderne stets unterdrückt. Dabei müssen die Unterdrückten aufbegehren gegen ihre Unterdrücker. Diese Philosophie kennt man bereits, sie stammt von Karl Marx. Wir haben es hier wahrscheinlich mit dem postmodernen Neomarxismus zu tun, der unsere Geschichte, Gesellschaft und unsere Errungenschaften zu zerstören versucht. Es bleibt nur zu hoffen, dass sich genügend Menschen dem entgegenstellen. Man hat ja im 20. Jahrhundert gesehen, zu welch grauenhaften Taten der Marxismus fähig ist. *Jeremias Singer, Biel*

Absolut auf den Punkt gebracht. Leider sind die meisten meiner Generation Social-Media-mässig vermutlich nicht ganz auf der Höhe, um hier ein wenig mitzureden oder mitzuposten. Ich hoffe, dass Zeus irgendwann ein Einsehen hat und meine Generation anregen wird, dafür als Ausgleich inskünftig fleissiger die Wahlzettel in die Urnen zu legen. Wohl nur so lassen sich all die geistigen Tiefflieger bremsen. *Rolf Kempf, Egglisau*

Es ist schon erstaunlich, wie schnell sich solche absurden Ansichten entwickeln und die ganze Welt infizieren. Locker geschrieben und sehr lesenswert; die Götter schmunzeln. Nur schade, dass Zeus nichts tun will.

*Bruno Blum, Cham*



«Unsichtbare Hand».

### Sklavenhändlerin wie Du und ich

Nr. 25 – «Rassismus für alle»; Jürg Altwegg über die «Black Lives Matter»-Bewegung

Es fühlt sich grossartig an, mit Demos und grossem Klamauf die Sklavenhalter von einst, von Columbus über Alfred Escher bis Churchill, anzuprangern. Und es ist megacool, zur eigenen Befriedigung ungestraft zu randalieren und für einen «guten Zweck» alte, kunstvoll gefertigte Symbole und Statuen niederzureissen. Die Neuinszenierung der einstigen Hexenverbrennungen lockt viel Volk und natürlich auch die Medien herbei. Völlig übersehen und vergessen geht dabei die heutige Sklaverei, die auf der ganzen Welt stattfindet und vorwiegend schwarze und farbige Menschen trifft, die heute jeden Tag unter erbärmlichsten, sklavenähnlichen Bedingungen schufteten und leiden müssen. Ausgebeutet von Konzernen, die als Handlanger dienen, um all den heute so scheinheilig Empörten ihre täglichen Bedürfnisse nach Lebensmittelüberfluss, Luxus und Konsum jeglicher Art zu befriedigen. Angeheizt von unserem unstillbaren Kaufwahn nach billigst produzierten Gütern aus aller Welt, von Avocados über Gucci-Taschen, von Wegwerfklamotten bis zu elektronischen Alltagsartikeln, betreibt nämlich jeder Einzelne und jede Einzelne von uns schamlose Ausbeutung an Kindern, farbigen und minderprivilegierten Menschen. Es hat sich gar nichts geändert von einst bis jetzt. Nur heisst die heutige Sklavenhändlerin nicht Escher und Co, sondern so wie du und ich. *Ruth Meisser, Trogen*

## Bürokratie als Schutz für die Tiere

Nr. 26 – «Verteidigung des Tierversuchs»;  
Plädoyer von Adriano Aguzzi

Es ist unverständlich, dass Aguzzi sich aufregt über bürokratische Hürden bei Tierversuchen. Er will nicht einsehen, dass es um die Bewilligung zu leidvollen Experimenten für empfindungsfähige Lebewesen geht. Und da ist Bürokratie als Schutz für die Tiere existenziell. Zudem lässt sich wissenschaftlich nachweisen, dass Tierversuche als Forschungsmethode ungeeignet sind. Er wird das bestreiten. Aber nur weil er Tierversuche anwendet, heisst das nämlich noch lange nicht, dass er Spezialist ist für diese Forschungsmethode. Das sind jene, die verschiedene Forschungsmethoden vergleichen. Und sie kommen zu einem eindeutigen Schluss: Tierversuche sind ungenau, weil die Resultate oft nicht auf Menschen übertragbar sind und weil man Tiere nicht wie Laborgeräte standardisieren kann. Eine Kapazität wie Aguzzi sollte doch fähig sein, für unser Wohl sichere Forschungsmethoden zu finden, die dann endlich auch ohne Tierleid einhergehen. *Dr. med. Renato Werndli, Eichberg*

## Rückgrat der Gesellschaft

Nr. 25 – «Corona macht Hunger»;  
Beat Gygi zu den Folgen der Krise

Streng genommen brauchen die Staaten keine Steuereinnahmen mehr, denn sie können sich in dieser New Economy grenzenlos Geld anderweitig beschaffen, um ihre Haushalte zu bestreiten. Man nennt dies Monetarisierung, wie sie bereits seit Jahren im Zusammenspiel mit den Notenbanken betrieben wird. Da wäre es zuvörderst sinnvoll, die Steuern auf Einkommen und Erträge einfach zu streichen, damit die steuerlich gebeutelten Leistungsträger und mittelständischen Unternehmen weiterhin als Rückgrat der Gesellschaft dienen können und wollen. Allein nur noch eine Umsatzsteuer auf den privaten Konsum würde den Staaten reichen, indem verbleibende Staatshaushaltsdefizite mit neuen Staatsschulden zu null Kosten finanziert werden. Utopie? Wer erkennt, dass eine Wirtschaft auf Dauer nicht funktionieren wird, wenn ganz überwiegend nur die kleinen und mittelständischen Leistungsträger zur Kasse gebeten und somit mutlos werden, kann sich der Überlegung eines generell steuerbefreiten Einkommensmodells nicht verschliessen. *Herbert Otten, Hamburg (D)*

## Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Wir haben zwei Söhne, der eine ist elf, der andere acht. Der Ältere ist dem Jüngeren naturgemäss etwas überlegen, sportlich, gesprächsmässig. Entsprechend zanken sich die beiden recht oft. Beide besuchen zum Teil die gleichen Freunde. Nun haben wir festgestellt, dass die Freunde des Jüngeren sich tendenziell dem Älteren zuwenden, wenn sie mit beiden Brüdern spielen. Was den Jüngeren nicht nur eifersüchtig macht, sondern zusehends auch traurig und frustriert. Sollen wir das so laufen lassen, oder würden Sie als Eltern eingreifen und schauen, dass der Jüngere ohne Konkurrenz des Bruders mit seinen Freunden spielen kann? Es bricht uns das Herz, wenn wir den Jüngeren am Abend weinen sehen, weil er meint, sein älterer Bruder stehle ihm die Freunde.**

*R. und N.L., Schaffhausen*

Ich würde auf keinen Fall mit moralischen Lehren eingreifen und den Älteren tadeln. Er kann ja nichts dafür, dass er älter ist. Und es spricht vieles dafür, dass man es zunächst einfach laufen lässt. Oft findet der

Jüngere tatsächlich einen eigenen Weg. Er muss auch lernen, sich damit abzufinden, dass er der Jüngere ist und in vielem dem Älteren – eben punkto Alter, Grösse, Stärke, Entwicklung – unterlegen.

Ich meine, es ist auch besser, wenn Ihrerseits die Solidarität mit der Eifersucht und der Traurigkeit des Jüngeren nicht allzu gross ist. Gerade das Herz sollte es Ihnen nicht brechen. Das Kind merkt dies, und seine Sorgen werden dadurch schwerer. Es ist besser, diese Eifersuchtsachen wegzuwischen, nicht allzu ernst zu nehmen, damit er merkt, dass dies gar nichts Ernsthaftes ist.

Ich glaube, man kann ihm aber auch helfen, ohne dass er es merkt. Oft hat der Ältere Eigenschaften, bei denen er seine Stärke ausspielt und für die er auch gelobt wird. Es ist gut, beim Jüngeren eine anders gelagerte Stärke zu eruieren und ihn gerade wegen dieser zu loben. Der Ältere ist vielleicht körperlich stark, kann gut turnen und Fussball spielen, während der Jüngere vielleicht gut zeichnen oder musizieren kann. Ihm gerade dafür die Anerkennung auszudrücken, ohne dass sich der Ältere benachteiligt fühlt, löst die sinnlosen Wettbewerbskämpfe, die ausgetragen werden müssen. Jeder hat dann etwas, worauf er stolz sein kann.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

## Abstimmungsarena zur Begrenzungsinitiative

Ab Montag, 24. August, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 31. August, täglich um 17.25 Uhr auf

TELE 2

und unter:

[www.fokus-kmu.tv](http://www.fokus-kmu.tv)



Eine politische Idee.

# Die Schweizer sind anders

Die Zuwanderung prägt die politischen Diskussionen seit 100 Jahren. Ging es früher um die Gefährdung der Schweizer Eigenart, dominieren heute wirtschaftliche Themen. Trotzdem sind die alten Fragen immer noch entscheidend. *Von Erik Ebnetter*

Wer die Debatte über die SVP-Begrenzungsinitiative verfolgt, wähnt sich in einem Ökonomenseminar. Wie gross ist der Verdrängungseffekt der Personenfreizügigkeit auf dem Arbeitsmarkt? Was bedeutet die Zuwanderung aus den EU-Staaten für die Infrastruktur des Landes? Welchen Anteil haben die bilateralen Verträge an der Wertschöpfung der Volkswirtschaft? Der Abstimmungskampf ist eine Schlacht mit Zahlen.

Vor allem Wirtschaftsvertreter und Freisinnige versuchen mit dem Taschenrechner zu demonstrieren, weshalb die Initiative abzulehnen sei. Man folgt damit der eigenen Tradition. Schon 1988 sagte der damalige FDP-Ständerat Gilles Petitpierre, die Politik mancher Parteikollegen erinnere ihn an die Marxisten: «Diese leiten, wenn auch unter umgekehrten Vorzeichen, ebenfalls alle politischen Positionen von der Wirtschaft ab.»

## «Zu viele Ausländer»

Dass Politik mehr ist als eine Funktion von Wirtschaft, zeigte die Masseneinwanderungsinitiative von 2014, ohne die es den gegenwärtigen Abstimmungskampf nicht gäbe. Die Gegner argumentierten auch damals mit zahlensatten Studien. Am Ende gelang es der SVP trotzdem, eine Mehrheit von ihrem An-

liegen zu überzeugen, obwohl sie den Bundesrat, die grossen Parteien, Verbände und Medien gegen sich hatte. Wie war das möglich?

Ein Wort, das damals die Runde machte, war «Dichtestress». Seit Einführung der Personenfreizügigkeit im Jahr 2002 war die Bevölkerung um eine Million Einwohner gewachsen, von sieben auf acht Millionen (heute sind es 8,5 Millionen). Viele Bürger fanden 2014, es sei zu eng geworden in ihrem kleinen Land, von dem ein grosser Teil nur schwer zu besiedeln ist. Allein die Alpen machen 60 Prozent der Landesfläche aus, der Jura weitere 10 Prozent. Zwei Drittel der Bewohner ballen sich im Mittelland.

Dichtestress ist ein Gefühl, dem mit wissenschaftlichen Abhandlungen kaum beizukommen ist. Dass die Meinungsbildung nicht entlang den Zahlenreihen verlief, die in den schön aufbereiteten Papers von Wirtschaftsverbänden und Verwaltung zu sehen waren, zeigte auch die Vox-Analyse. Die Hälfte der Initiativbefürworter nannte als wichtigstes Motiv ihres Entscheids, dass es «zu viele Ausländer» in der Schweiz gebe und man die «Einwanderung begrenzen» wolle.

Tatsächlich leben in der Schweiz relativ viele Ausländer. Ein Viertel der Bevölkerung hat kein Schweizer Bürgerrecht. Nur das kleine

Luxemburg kommt in Europa auf einen höheren Wert. Auch im aussereuropäischen Vergleich bestätigt sich das Bild: Die USA, die als Einwanderungsland schlechthin gelten, kommen auf einen Ausländeranteil von gerade einmal 7 Prozent.

Nun mag man einwenden, dass in der Schweiz die Einbürgerungsbestimmungen restriktiver seien als in den USA und dies die Statistik verzerre. Kommt ein Kind ausländischer Eltern in den USA zur Welt, ist es amerikanischer Bürger. Trotzdem hat die Schweiz pro Kopf eine höhere Einwanderung als die USA. 30 Prozent der Schweizer Bevölkerung sind im Ausland geboren. Von der amerikanischen Bevölkerung sind es weniger als 15 Prozent. Unter den OECD-Staaten haben nur Australien und Luxemburg eine höhere Quote als die Schweiz.

## Gottfried Kellers Liebe zur Freiheit

All die Zahlen zeigen es: Die Schweiz ist ein Einwanderungsland, eine kleine, offene Volkswirtschaft. Sie war es schon vor der Personenfreizügigkeit mit der EU und seither erst recht. Gleichzeitig gibt es ein weitverbreitetes Unbehagen gegen die starke Zuwanderung. Auch das ist nichts Neues. Seit dem frühen 20. Jahrhundert wird in der Schweiz über die soge-

nannte Überfremdung gestritten. Gibt es sie? Ist sie ein Problem?

Die Gegner der Masseneinwanderungsinitiative von 2014 machten einen kapitalen Fehler: Sie unterschätzten, wie tief verwurzelt die Angst vor einer solchen Überfremdung in der Schweiz war und immer noch ist. Es beginnt schon mit der Frage, ob die Schweizer eine Nation bilden. Sie beschäftigt das Land seit Jahrhunderten.

Gottfried Keller gab 1841 als Zürcher Student in München eine Antwort darauf. Der «Nationalcharakter der Schweizer», so schrieb er, bestehe in ihrer «Liebe zur Freiheit». Keller definierte die Schweiz als politische Idee, der sich jeder anschliessen könne, sofern er diese Idee teile. «Wenn ein Ausländer die schweizerische Staatseinrichtung liebt, wenn er sich glücklicher fühlt bei uns als in einem monarchischen Staate, wenn er in unsre Sitten und Gebräuche freudig eingeht und überhaupt sich einbürgert, so ist er ein so guter Schweizer als einer, dessen Väter schon bei Sempach gekämpft haben.»

### Frage der nationalen Existenz

Schriftstellerkollegen spotteten über Kellers Haltung, die ihnen provinziell vorkam. Conrad Ferdinand Meyer, auch er ein Zürcher, sagte zu ihm: «Es ist schade um Ihre Gabe des Stiles, Sie verschwenden ihn an niedrige Stoffe, an allerlei Lumpenvolk! Ich arbeite nur mit der Historie, kann nur Könige, Feldherren und Helden brauchen.» Allerdings anerkannte auch Meyer die Existenz einer schweizerischen Nation, was damals nicht selbstverständlich war.

Ein Beispiel dafür ist Johann Caspar Bluntschli, ein Rechtswissenschaftler aus alter Zürcher Familie. Er kam im 19. Jahrhundert zum Schluss, die Deutschschweizer seien kulturell «Angehörige der grossen deutschen Nation». Die politische Nationalität sei nicht stark genug, «um diese Kulturgemeinschaft zu durchbrechen und zu entzweien».

Diese Auffassung war auch in anderen Landesteilen verbreitet. Noch im 20. Jahrhundert sagte der Tessiner Bundesrat Giuseppe Motta: «Wir sind umso bessere Schweizer, je bessere Deutsche, Franzosen und Italiener wir auf kulturellem Gebiete sind.» Schriftsteller aus der Romandie verbat es sich, von einem *esprit suisse* zu sprechen. Es gebe nur einen *esprit en Suisse*.

Die Zitate stammen aus «Die Schweizer sind anders», einem Buch des Zürcher Publizisten Adolf Guggenbühl, erschienen 1967, als die erste Überfremdungsinitiative das Land beschäftigte. Guggenbühl, ein Freisinniger und Meise-Zünfter, erklärte die «Erhaltung der Eigenart» damals zu einer «Frage der nationalen Existenz». Das zeigt, wie die Gefährdung der Schweiz durch Zuwanderung bis weit hinein ins Bürgertum empfunden wurde.

So lässt sich auch erklären, dass James Schwarzenbach mit seiner Überfremdungsinitiative von 1970 einer Mehrheit nahekam, obwohl er Bundesrat, Parteien und Sozialpartner gegen sich hatte, ebenso die Kirchen, die damals noch wichtiger waren. Die Initiative erhielt zwar viele Stimmen von Arbeitern, die auch von wirtschaftlichen Sorgen getrieben waren. Aber im Abstimmungskampf ging es stark um die Werte der Schweiz, die Schwarzenbach und seine Unterstützer in Gefahr sahen.

Als eigenständige Nation war die Schweiz zu diesem Zeitpunkt anerkannt. Vor allem der Zweite Weltkrieg hatte das Land zusammenrücken lassen. Guggenbühl warnte zwar, noch spuke «in den Köpfen zahlloser Mitbürger» die Vorstellung herum, die Schweizer seien eigentlich Deutsche, Franzosen oder Italiener. Gleichzeitig räumte er ein, kein ernsthafter Historiker vertrete diese Ansicht.

### Geruch nach Rössli-Stumpen

Was also waren die Werte, die er und viele andere beschworen? Sie gründen letztlich auf dem Befund von Gottfried Keller: dass die Schweiz eine politische Idee sei. Der konservative Politiker und Publizist Peter Dürrenmatt schrieb im 20. Jahrhundert: «Die Schweizer sind als Volk fast nur politisch begreifbar.» Guggenbühl bezeichnete den typischen Schweizer als *Homo politicus*.

Die hohen Einbürgerungshürden in der Schweiz gehen darauf zurück. Der Pass ist sozusagen teurer als andere, weil damit auch mehr Leistungen verbunden sind. Schweizer Bürger prägen die Politik in Wahlen und vor allem Abstimmungen stärker, als es Bürger anderer Länder tun können. Umso genauer prüft man jene, die auch mitreden wollen. Mit Keller gesprochen: Zeigt der Bewerber um die Staatsbürgerschaft die Liebe zur Freiheit?

Zu den Werten, die sich aus dieser Kultur ergeben, zählen Eigenverantwortung und Unabhängigkeit. Das riecht nach Rössli-Stumpen, klingt nach Treicheln, womit viele Intellektuelle fremdeln. Als vor fünf Jahren grosse Jubiläen anstanden (Morgarten, Eroberung des Aargaus, Marignano, Wiener Kongress), erklärte der Zürcher Historiker Tobias Straumann, der sicher kein Nationalkonservativer ist: «Es wird zwanghaft versucht, alles zu umfahren, was irgendwie mit dem Schweizer Sonderfall zu tun hat.»

Er selber definierte den Sonderfall im 21. Jahrhundert so: Festhalten an den eigenen Institutionen und Ablehnung eines EU-Beitritts. Als einer von wenigen öffentlichen Intellektuellen erklärte er, die Masseneinwanderungsinitiative angenommen zu haben. Viele Kollegen waren davon so überrascht, wie sie das Abstimmungsergebnis überrascht hatte. Solange die Europa-Debatte fast nur ökonomisch geführt wird, dürften sie sich noch hin und wieder über die Schweizer wundern. ○



## Inside Washington

# Masken-Krieg

### Trump weigert sich bislang standhaft, sich zu verschleiern. Wie lange noch?

Wenn Joe Biden Präsident wäre, würde er alles in seiner Macht Stehende tun, damit die Amerikaner Masken tragen. Biden, der ein ominöses schwarzes Darth-Vader-Modell trägt, sagte einem Fernsehreporter, der gut zwei Meter vom 77-jährigen Präsidentschaftskandidaten entfernt platziert war: «Ich würde alles unternehmen, damit die Menschen in der Öffentlichkeit Masken tragen müssen», offenbar auch in leeren Sälen und Stadien.

Nancy Pelosi, Mehrheitsführerin im Repräsentantenhaus mit einer Vorliebe für farbenfrohe Gesichtsstoffe, stimmt zu, dass ein landesweites Maskenmandat «definitiv längst überfällig» sei. In einem wenig verschleierte Angriff auf Präsident Donald Trump erklärte die Demokratin aus San Francisco: «Echte Männer tragen Masken.»

Trump hat den Mundschutz trotzig für nicht präsidentiell erklärt. Er vermutet auch, dass die prominenten Maskenauftritte seiner Gegner in Politik und Medien mehr parteipolitischer Feindseligkeit als echten Sicherheitsbedenken geschuldet sind – ein Verdacht, den viele seiner Anhänger teilen. Eine neue Umfrage des Pew Research Center zeigt: Fast zwei Drittel (65 Prozent) der Amerikaner geben an, in der Öffentlichkeit eine Maske zu tragen. Unter Republikanern sind es 53 Prozent, unter konservativen Republikanern bloss 49 Prozent. Ganz anders sieht es bei den Demokraten aus. 83 Prozent der linken Parteigänger bekennen sich dazu, der Empfehlung der Zentren für Krankheitskontrolle und -prävention zu folgen.

Nachdem die Zahl der Coronavirus-Infektionen wieder sprunghaft angestiegen ist, sprach sich der Mehrheitsführer der Republikaner im Senat, Mitch McConnell, am Montag für das Tragen von Masken aus. Auch Vizepräsident Mike Pence zeigte sich bei einem Besuch in Texas erstmals wieder mit Maske. Wird Trump nachziehen? Sollte er sich dazu entschliessen, wäre das *huge!* Amy Holmes

# Lenin nannte es «Zersetzung»

Wenn Polizisten als «Müll» bezeichnet und Sicherheitsbehörden pauschal des Rassismus bezichtigt werden, ist dies der Versuch, die freiheitlichen Demokratien zu beschädigen. Das Vorgehen folgt einer klassischen Methode der Linksextremisten. *Von Hans-Georg Maassen*

In den letzten Wochen war viel von Polizeigewalt und Rassismus in der Polizei die Rede. Anlass dafür war die Tötung von George Floyd durch einen Polizisten in Minneapolis. Wie auf Knopfdruck entflammte die «Black Lives Matter»-Bewegung von neuem, die weltweit erheblich mobilisieren konnte. In diesem Zusammenhang wurde Polizeibehörden in verschiedenen westlichen Staaten der Vorwurf des Rassismus und der Diskriminierung von Menschen anderer Hautfarbe und Herkunft gemacht. Dabei ging es nicht um Einzelfälle von polizeilichem Fehlverhalten, sondern den Behörden wurde pauschal unterstellt, rassistisch zu sein.

In Deutschland sprachen Politiker der linken Parteien von institutionellem oder latentem Rassismus bei der Polizei. Das von den Linksparteien dominierte Stadtparlament von Berlin erliess im Juni ein «Antidiskriminierungsgesetz», dem zufolge Polizisten die Beweislast dafür tragen, dass ihre polizeilichen Massnahmen nicht diskriminierend sind. Diese politischen Angriffe auf die Polizei werden flankiert durch eine entsprechende Berichterstattung in den linken Mainstream-Medien. In der linken *Tageszeitung* schrieb am 15. Juni eine Kolumnistin, dass Polizisten auf die Müllhalde gehören, wo sie nur von Abfall umgeben sind, weil sie sich unter ihresgleichen am wohlsten fühlen.

## Streben nach dem totalitären Staat

Was man mit Müll machen darf, weiss jedes Kind und jeder sogenannte Partygänger. Mehrere hundert Personen, die überwiegend Migrationshintergrund hatten (politisch korrekt: «Party- und Event-Szene»), griffen am 20. Juni in Stuttgart Polizisten an und verwüsteten ganze Strassenzüge. Neunzehn Polizisten wurden verletzt. Das Bundeskriminalamt veröffentlichte Ende Mai ein Lagebild über Gewalt gegen Polizisten. Dem Bericht zufolge wurden im Jahr 2019 von den 320 000 Polizisten über 80 000 Opfer einer Gewalttat, das heisst durchschnittlich 220 jeden Tag. Im Vergleich zum ersten Lagebild für das Jahr 2011 eine Steigerung um 47,6 Prozent. Diese Zahlen fanden kaum Aufmerksamkeit in den Medien.

Ganz anders der Umgang linker Politiker und ihrer Medien gegenüber linksextremistischen Organisationen. Als Präsident Trump die Antifa als terroristische Organisation bezeichnete, erklärten führende linke Politiker

in Deutschland die Solidarität mit dieser teilweise gewalttätigen linksextremistischen Bestrebung. Kurz gesagt: linke Solidarität mit Linksextremisten, dagegen werden Polizisten als Repräsentanten des Rechtsstaates diskreditiert und diffamiert.

Warum wird die Polizei von linker Seite so behandelt? Wieso dieser Hass und dieses Misstrauen und wieso die Gleichgültigkeit gegen-



Wieso dieser Hass und dieses Misstrauen?

über den Polizisten, die Opfer von Gewalt wurden? Es ist weder Dummheit noch Zufall, dieses Verhalten folgt einer Methode. Vermutlich sind sich einige Linke dessen noch nicht einmal bewusst, weil sie einfach im

## Warum wird die Polizei von linker Seite so behandelt? Es ist weder Dummheit noch Zufall.

Mainstream mitschwimmen. Um das zu verstehen, muss man wissen, dass die ideologischen Linksextremisten in den linken Milieus mit ihren Themen einflussreich sind. Sie streben einen totalitären Staat an, in dem eine kleine Gruppe von politisch Gläubigen ihre ideologischen Ziele ohne und gegen die Bevölkerungsmehrheit durchsetzen kann.

Auch wenn viele Linke nicht so weit gehen, so adaptieren sie doch viele ihrer Themen. Der Begriff Sozialismus wird weitgehend vermieden, weil er politisch belastet ist. Die Strategie der

Linken hat sich aber nicht geändert. Sie besetzen Themen, mit denen sie Massen mobilisieren und die bürgerlichen Demokratien diskreditieren und bekämpfen können. Dazu zählen Themen wie Antirassismus, Antifaschismus, Antiglobalismus, Antiimperialismus, Ökologismus und Feminismus. Diese Themen machen den Linksextremismus anschlussfähig an die linke und linksliberale bürgerliche Gesellschaft. Wer ist nicht gegen Rassismus, Faschismus oder Umweltzerstörung? Mit diesen Themen kann man Menschen aufpeitschen.

## Geschwächte Institutionen

Sie dienen aber nicht nur der Mobilisierung, sondern sie sind auch Kampfbegriffe, um die freiheitlichen Demokratien unter Druck zu setzen. Lenin nannte die Methode «Zersetzung», wenn durch echte oder erfundene Enthüllungen und durch pauschale Vorwürfe die demokratischen Institutionen in den Augen der Bevölkerung unglaublich gemacht werden. Ein Systemwechsel ist umso leichter, wenn die Institutionen so unglaublich und geschwächt sind, dass die Bürger das Vertrauen in die Demokratie verlieren, und wenn die Sicherheitsbehörden nicht mehr in der Lage sind, ihren Aufgaben nachzukommen.

Mit Pauschalvorwürfen wie einem institutionellen Rassismus oder Faschismus wird versucht, die Polizeibehörden zu diskreditieren und damit die freiheitlichen Demokratien zu beschädigen. Dies ist eine klassische Methode der Linksextremisten. Die demokratische Linke muss dies begreifen und sich davon distanzieren. Sie muss begreifen, dass der Feind nicht nur rechts, sondern auch links steht.

Das Bürgertum ist gewohnt, Kritik ernst zu nehmen. Wir müssen aber auch begreifen, dass eine pauschale unberechtigte Kritik vom Linksextremismus instrumentalisiert wird, um unsere freiheitlichen Demokratien zu beschädigen. Es verbietet sich, diese Kritik ernst zu nehmen, und es verlangt, dass wir uns schützend vor die angegriffenen Institutionen stellen.

Hans-Georg Maassen war Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz. Maassen ist Mitglied der CDU.

# Die «Rundschau»-Connection

Die «Rundschau» kooperiert bei Recherchen eng mit Zeitungsredaktionen und setzt so Gebührgelder für private Verlage frei. Doch die Partner der linksgrünen «Rundschau» sind ausschliesslich linksgrüne Medien. Von Kurt W. Zimmermann

Für sogenannt kritische Journalisten war es eine Steilvorlage. Im Bundesasylzentrum Bässlergut in Basel kam es mitunter zu Tötlichkeiten des Sicherheitsdienstes gegenüber nordafrikanischen Asylbewerbern.

Die «Rundschau» stürzte sich auf den Fall und stellte eine Reporterin wochenlang für die Story frei. Im Mai wurde der Beitrag ausgestrahlt. In der Moderation erfuhr dann das Publikum, dass das Fernsehen einen Partner hatte. Es handle sich um «eine gemeinsame Recherche der «Rundschau» und der Wochenzeitung *Woz*».

Das ist eine seltsame Konstellation. Das öffentlich-rechtliche Fernsehen (SRF) betreibt einen hohen journalistischen Aufwand. Dann teilt es seine Befunde mit dem linken Blatt, das die Schweizer Presse zu bieten hat.

Die «gemeinsame Recherche» mit privaten Medienhäusern ist eine Spezialität der «Rundschau». Alle anderen Sendegefässe, von «Kassensturz» bis «10 vor 10», kennen diese Praxis nicht.

Der Grund sind offensichtlich ideologische Motive. Bei der «Rundschau», die seit Jahren einen Linksdrall hat, gilt ein eisernes Prinzip: Journalistisch kooperiert wird nur mit jenen Redaktionen, die ebenfalls im links-grünen Milieu stehen. Mit bürgerlichen und liberalen Redaktionen gibt es keine Zusammenarbeit.

Zum Thema der Opioid-Schmerzmittel etwa, bei dem man prächtig auf die Pharmaindustrie eindreschen konnte, setzte die «Rundschau» auf eine «gemeinsame Recherche mit dem Online-Magazin *Republik*». Die Neugründung *Republik* ist eine Publikation der salonsozialistischen Gesinnungselite.

## Tagelang in den Schlagzeilen

Die linke *Wochenzeitung* als enger SRF-Partner. Die linke *Republik* als enger SRF-Partner. Man stelle sich einmal vor, die «Rundschau» würde in gleicher Weise mit konservativen Medien zusammenarbeiten, etwa mit der *NZZ* oder der *Weltwoche*. Vermutlich würden im Leutschenbach aus Protest Fackelzüge organisiert.

Am intensivsten ist die Allianz von «Rundschau» und *Tages-Anzeiger*. Die beiden Redaktionen legen häufig ihre Rechercheteams zusammen. Man mag sich, seit die Zeitungsredaktion nach einer gemässigten Zwischenphase wieder stärker ins linkslastige Lager zurückgefunden hat.

Gut funktionierte der Medienverbund etwa beim gemeinsamen «Crypto-Skandal»,

der ab Februar hochgekocht wurde. Die «Rundschau» setzte drei Redaktionsmitglieder über ein halbes Jahr lang auf die Story an. Sie sollten belegen, dass die Zuger Crypto AG, die im Besitz des deutschen und amerikanischen Geheimdiensts war, über Jahrzehnte manipulierte Chiffriergeräte verkaufte.

Die «Rundschau» belieferte die Polit-Kollegen vom *Tages-Anzeiger* mit dem Stoff, den sie mit hohen Eigenkosten produziert hatte. Das

## Man könnte es als Verstoss gegen die publizistischen Leitlinien des Schweizer Fernsehens betrachten.

Blatt ergänzte das TV-Material und hob den *case* tagelang in die Schlagzeilen. Eine Rechnung der «Rundschau» für die Lieferung wurde nicht gestellt.

Letzte Woche schlug das Duo erneut zu. Die «Rundschau» beschuldigte nun den Schweizer Geheimdienst, via Crypto aktiv und ruchlos Spionage betrieben zu haben. Erneut wanderte der Stoff zum *Tages-Anzeiger*, der ihn zusätzlich auswalzte.

Unter den beiden Redaktionen hat solche Verbandlung Tradition. «Gemeinsame Recherchen der «Rundschau» und des *Tages-Anzeigers*», wie man auftrumpfte, führten 2017 zur Story über den Bieler Hassprediger Abu Ramadan. 2019 rühmte sich das Tandem für die «Recherchen der «Rundschau» und des *Tages-Anzeigers*», die einen Matratzenfabrikanten mit rechtsextremen Sympathien

entlarvten. 2020 dann jubelte man über die «gemeinsame Recherche von «Rundschau» und *Tages-Anzeiger*», die zur Entlassung eines sexuell übergriffigen Freiburger Pfarrers führte.

Die Zusammenarbeit zwischen Gleichgesinnten hat auch Marketing-Gründe. Man spannt zusammen, damit man sich im Markt nicht konkurrenziert und am Schluss gemeinsam «Exklusiv!» rufen kann. Für «Rundschau»-Sendeleiter Mario Poletti sind die Kooperationen darum «nicht problematisch». Er nennt sie eine «Win-win-Situation».

Die wiederkehrende Entente der rötlichen «Rundschau» mit anderen rötlichen Redaktionen wie *Wochenzeitung*, *Republik* und *Tages-Anzeiger* ist dennoch riskant. Ein öffentlich finanzierter Sender wie das Schweizer Fernsehen muss akribisch auf Unabhängigkeit achten. Sonst untergräbt er seine festgeschriebene Verpflichtung zur politischen Neutralität.

Die «Rundschau»-Connection zu anderen roten Socken der Medienbranche hat hingegen journalistische Schlagseite. Die Recherche-Pools könnte man darum als Verstoss gegen die publizistischen Leitlinien des Schweizer Fernsehens betrachten. Die schreiben Sendeformen vor, «die keine Ideologie, keine Partei oder sonstige Interessengruppe bevorzugen».

Die «Rundschau» hingegen operiert bei ihren Kooperationen mit einer klaren politischen Agenda. Sie kann nur hoffen, dass sie nicht wegen Verletzung ihres publizistischen Kodex belangt wird. Sie käme womöglich in Erklärungsnot. ○



Tandem mit roten Socken: «Rundschau»-Moderatoren Nicole Frank und Dominik Meier.

# Ein Winston Churchill des Balkans?

Er gehört zu den Charismatikern der europäischen Politik. Die einen rühmen ihn in höchsten Tönen. Die anderen wollen ihn als Kriegsverbrecher hinter Gitter sehen. Sein Weg führt über Zürich an die Spitze des jungen Staates Kosovo. Wer ist Präsident Hashim Thaci? *Von Tim Judah*

Hashim Thaçi, der Präsident des Kosovo, einst gemeldet in Dietikon, ist entspannt und freundlich. Ich habe ihn gerade gefragt, ob es zwischen Kosovo und Serbien, von dem das Land 2008 seine Unabhängigkeit erklärt hat, zu einem Gebietsaustausch kommen werde. Die Vorwürfe, Thaçi sei ein Maflaboss und ein Mörder, die in den Jahren immer wieder erhoben wurden, sind heute, 2018, nicht Thema meines Interviews. Während ich mich schon zum Gehen wende, fragt er: «Haben Sie mit Aleksandar gesprochen?»

Aleksandar? Ich bin verwirrt. Dann kommt die Erklärung: Gemeint ist Aleksandar Vucic, der Präsident von Serbien. Während Hashim 1999 in den Bergen für die Unabhängigkeit des mehrheitlich albanischen Kosovo von Serbien kämpfte, war Vucic serbischer Informationsminister. Heutzutage geben Hashim und Aleks sich cool und machen ein ernstes Gesicht, wenn sie gemeinsam vor die Kameras treten, sind aber ansonsten per du.

Als sich nach dem 78-tägigen Nato-Bombardement auf Serbien im Frühjahr 1999 der Rauch wieder legte, wäre die Vorstellung, Thaçi und nicht Vucic würde eines Tages wegen Kriegsverbrechen und Mord angeklagt, absurd erschienen. Schliesslich spielte Vucic eine zentrale Rolle in einer ultranationalistischen serbischen Partei, deren Männer mordend und plündernd durch Bosnien und Kroatien gezogen waren. Doch die Zeiten haben sich geändert, aber die Anklage, die, wie am 24. Juni bekannt wurde, beim Kosovo-Sondertribunal in Den Haag eingereicht wurde, hat eine mehr als zwanzigjährige Geschichte.

Und wenn Thaçi der Schweiz in Hassliebe verbunden ist – wer kann es ihm verdenken. Er verlas 2008 die Unabhängigkeitserklärung des Kosovo, aber ohne die Gastfreundschaft der Schweizer hätte dieser einstige Bauernjunge nie und nimmer diesen Traum wahr machen können.

Schweizer sind aber auch die beiden Menschen, die alles in ihrer Macht Stehende getan haben, um ihn zur Strecke zu bringen.

## Madeleine Albright war beeindruckt

Hashim Thaçi ist ein hochgewachsener, attraktiver Mann, der oft lächelt – jedenfalls wenn er mit Ausländern spricht. Jeder Politiker hat eine öffentliche und eine private Seite, aber Thaçis bemerkenswerte Geschichte weist deutlich mehr Schattenseiten auf als



*Mit der Schweiz in einer Art Hassliebe verbunden:* Präsident Thaci.

die eines durchschnittlichen europäischen Präsidenten. Zum Abschied reichte er mir ein Exemplar seiner Biografie, die zwei Journalisten der Londoner Times geschrieben haben. Für sie steht fest: Er ist der Winston Churchill, Václav Havel und Lech Walesa des Balkans.

Es ist das Gegenbild des Porträts, das Dick Marty gezeichnet hat, der Tessiner Staatsanwalt, der ihm, gestützt auf Informationen seiner Tessiner Kollegin Carla Del Ponte, Beteiligung an der Tötung von Gefangenen vorwarf, deren Körperorgane verkauft werden sollten. Marty erhob diesen Vorwurf 2010 in einem Be-



richt an den Europarat. Thaçi sei ein Mafia-boss, der laut nachrichtendienstlichen Erkenntnissen «das Geschäft mit Heroin und anderen Drogen brutal kontrolliert» haben soll.

Del Ponte, seinerzeit Chefanklägerin des UN-Kriegsverbrechertribunals für das ehemalige Jugoslawien, hatte in ihrer 2008 erschienenen Autobiografie über einige dieser Vorwürfe geschrieben. Ehemalige Kommandeure der Befreiungsarmee des Kosovo (UÇK) seien von westlichen Mächten, die an Stabilität interessiert gewesen seien, beschützt worden, potenzielle Zeugen seien so verängstigt gewesen, dass sie nicht reden wollten, und so habe man diese Fälle mangels Beweisen nicht weiterverfolgen können.

Als Thaçi 1999 aus dem Schatten trat und als Chef der Kosovo-Delegation nach Rambouillet

---

## «Mein Herz ist verletzt, aber nicht gebrochen»: Die Vorwürfe hat er stets zurückgewiesen.

---

reiste, wo ein letzter Versuch unternommen wurde, eine Lösung des Problems zu finden, bevor das Nato-Bombardement begann, verzauberte er die US-Aussenministerin Madeleine Albright. Sie war beeindruckt von seiner «Jugend und Unerfahrenheit», er wirkte «eher wie ein Student mit einem grossen Potenzial und der Neigung, seine Arbeiten nicht pünktlich abzugeben». Einmal soll er «den Tränen nahe gewesen» sein.

### Rangierarbeiter in Zürich

Er war erst dreissig, aber unerfahren war er keineswegs. Es war nur so, dass seine Erfahrungen sich deutlich von denjenigen Albrights unterschieden. Thaçi, geboren in Buroje im Drenica-Tal als eines von neun Kindern, musste sich ein Zimmer mit sechs Brüdern teilen. Seine Heimatregion war seit alters her das Kernland des antiserbischen Widerstands der Kosovo-Albaner.

Laut Thaçis Biografie war er Studentenaktivist. Aber im Kosovo hatte niemand vor dem Krieg von ihm gehört. Tatsächlich war er in kleinen Untergrundgruppen aktiv, die den friedlichen Widerstand von Ibrahim Rugova ablehnten, dem seinerzeit unangefochtenen Führer der Kosovo-Albaner. Ihr Ziel war der bewaffnete Aufstand. 1994 ging Thaçi, wie so viele Kosovaren vor ihm, in die Schweiz. Er schrieb sich in Zürich als Student ein und verdiente als Rangierarbeiter etwas Geld.

Aber wie ernsthaft betrieb er sein Studium? Er beantragte erfolgreich politisches Asyl und bekam ein Reisedokument. Ohne seine Frau, die zu Hause in Dietikon blieb, unternahm er oft Geschäftsreisen – allerdings nicht im Auftrag der SBB.

Er ging über die albanischen Berge, um im Kosovo Schläfer zu organisieren, die bewaffnet bereitstehen würden, wenn es zu einem Krieg käme. Dies verlangte, wie der britische Publizist James Pettifer schrieb, «die politischen und organisatorischen Fähigkeiten der französischen Résistance oder der vorrevolutionären Bolschewiken, die Genossen benutzten falsche Namen und trafen sich auf Anweisung eines anonymen Anrufers in Zürich, dem man nie begegnete, in Hinterzimmern von Cafés». Thaçis Codename war zuerst «Student», nun hiess er «Schlange». Vielleicht bezog sich das auf seine Fähigkeit, unbemerkt unterzutauchen. Vielleicht ging es auch um etwas anderes.

1997 brachen in Albanien alle Strukturen zusammen. Auf einmal waren Unmengen von Waffen erhältlich zu Preisen, die für die Diaspora in der Schweiz und anderswo nunmehr erschwinglich waren. Thaçi spielte in der jungen Befreiungsarmee des Kosovo eine vorwiegend politische Rolle, aber es ist bis heute unklar, ob er auch zu den Waffen gegriffen hat. Davon waren jedenfalls die Serben überzeugt. 1997 verurteilten sie ihn in Abwesenheit wegen Beteiligung an «mehreren Terrorüberfällen» auf Polizisten.

1999, nach der serbischen Kapitulation und dem Abzug der serbischen Armee- und Polizeiverbände aus dem Kosovo, brach allenthalben Chaos aus. Den Amerikanern und den Vereinten Nationen wurde berichtet, dass an die 400 Personen, mehrheitlich Serben, aber nicht ausschliesslich, verschwunden und in Albanien inhaftiert worden waren. Thaçi, so eine Quelle, die sich mit dieser Geschichte beschäftigt hat, aber anonym bleiben muss, bestritt, dass seine Männer damit zu tun hatten. Dann hörten die mysteriösen Entführungen auf.

### «Mein Herz ist verletzt»

«Das haben Sie nicht von mir, aber...» Journalisten, die Fragen über Thaçi stellen, hören oft diese Reaktion. Seit 1999 ist Thaçi die überragende politische Figur im Kosovo. Aber er hat immer die richtigen Dinge gesagt. Er strebt eine Aussöhnung mit Serbien an und sagt oft, dass niemand über dem Gesetz steht.

Die kürzlich bekanntgegebene Anklage hat eine lange Vorgeschichte. Carla Del Ponte informierte Thaçi im Jahr 2000, dass sie Untersuchungen über von Kosovo-Albanern begangene Verbrechen aufgenommen habe. Er habe das auf sich bezogen, schreibt sie, denn «er wurde kreidebleich». Als Martyrs verheerender Bericht veröffentlicht wurde, sprach Thaçi von einem Haufen «Märchen, Science-Fiction und falschen Berichten».

Eine Quelle, die Kenntnis von der Anklageschrift hat, glaubt, dass es bei einigen Punkten eher darum gehen könnte, dass Thaçi

nicht eingeschritten sei, um Verbrechen zu verhindern, als darum, dass er solche Straftaten angeordnet oder selbst begangen habe. Eine andere Quelle widerspricht. Abzuwarten bleibt auch, wie viele Anklagepunkte sich auf die Ermordung von Albanern nach dem Krieg beziehen, die politische Gegner waren und nicht Kollaborateure mit den Serben. Das sei ein «offenes Geheimnis», sagt der kosovarische Journalist Daut Dauti. «Jeder glaubt, dass die Befehle von ganz oben kamen, und so wurde es auch in der Presse berichtet.» Thaçi hat all diese Vorwürfe stets als unzutreffend zurückgewiesen, zuletzt in einer Pressekonferenz am 29. Juni 2020. In seiner emotionalen Stellungnahme erklärte er: «Mein Herz ist verletzt, aber nicht gebrochen», und fügte hinzu, dass er nur dann zurücktreten werde, wenn die Anklage nach entsprechender Prüfung vom Gericht angenommen werde, was bis Oktober dauern könne.

### Pronto-Clan mit Thaçi an der Spitze

«Pronto», meldet sich Thaçi am Telefon. Er und seine Partner sprechen offenbar über Jobs im Staatsdienst für Parteimitglieder (das Telefonat wurde 2016 von Antikorruptionsermittlern abgehört). Thaçi musste sich nie wegen Machtmissbrauchs verantworten, und seine angeklagten Parteifreunde wurden freigesprochen.

Im Februar dieses Jahres kam Albin Kurti, Chef einer Oppositionspartei, an die Macht. Sein Ziel war es, «den Kosovo von innen heraus zu befreien», also aus den Fängen des sogenannten Pronto-Clans mit Thaçi an der Spitze. Kurti konnte sich nur 51 Tage im Amt halten, dann wurde er abgesetzt. Die Amerikaner waren ebenfalls an seiner Entmachtung interessiert, denn er stand auch ihren Plänen im Weg.

Am 24. Juni wollte Thaçi nach Washington fliegen, um sich dort mit Vucic zu treffen und vielleicht sogar einen historischen Deal zu schliessen. In diesem Moment gab der Staatsanwalt die Anklage bekannt. Könnte es sein, dass im Preis des Deals auch die Schliessung des Gerichts enthalten wäre oder eine Zusage, dass nie Anklage gegen Thaçi erhoben wird? Wir werden sehen, ob das Gericht die Anklage annimmt und, falls ja, ob am Ende Joe Biden bestätigt wird, der ihn einmal als den «George Washington des Kosovo» bezeichnete.

Tim Judah ist ein britischer Journalist (BBC, *Times*, *Economist*) und Balkan-Experte. Er hat mehrere Bücher über Serbien und Kosovo veröffentlicht.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Wenn die Prüfung Familiensache wird

Meine Online-Semesterprüfungen liefen super. Dank Unterstützung hoffe ich auf bessere Noten. Ich habe in diesem Semester viel fürs Leben gelernt.

Von *Trixie Spicker*

Fertig, aus, amen! Endlich habe ich es hinter mir, dieses Lockdown-Semester, ganz ohne Langeweile im Vorlesungssaal, ohne Rumhängen an der Uni. Es war richtig chillig, das Home-Office, die Podcasts, vor allem die Onlineprüfungen. Gott, besser, Corona sei Dank!

Die Pandemie krepelte unsere Prüfungen völlig um. Sie verhalf mir, hoffe ich, zu besseren Noten. Nie war das Spicken so einfach. Rektoren und Professoren taten zwar, was sie konnten: Sie durchmischten Fragen, verkürzten die Prüfungszeit, erhöhten die Schwierigkeit. Alle scheiterten – und ich glaube, sie wissen es.

Mein Name tut hier nichts zur Sache. Ich will ein Phänomen beschreiben und keine Beichte ablegen. Wo und was ich studiere, behalte ich für mich. Nur so viel: Ich bin schon eine Weile an der Uni. Es waren also nicht meine Jungfernpfahrungen, sicher aber die lockersten.

## Perfekt für drei

Lange war unklar, wann, wie und ob überhaupt Prüfungen durchgeführt würden. Irgendwann hiess es dann: Examen finden statt! Anders als in vergangenen Jahren sollten wir aber zu Hause übers Internet geprüft werden. Das Konzept lautete «open book». Man durfte die Unterlagen aus den Vorlesungen zu Hilfe nehmen.

Warum sich darauf beschränken? Wenn es stimmt, dass wir nicht für die Schule, sondern fürs Leben lernen, geht es doch um Folgendes: Wie nutze ich meine Ressourcen effizient, um ein Ziel zu erreichen? Mein Ziel sind gute Noten, meine Ressourcen die Familie und Freunde.

Die erste Prüfung war in meinem Hauptfach. Meine Schwester ist dafür die Spezialistin. Am Tag x warteten wir gemeinsam vor dem Computer, bis sich das Prüfungsfenster öffnete und die Uhr zu ticken begann. Es lief super, auch weil sich mein Vater telefonisch zuschaltete. Sein Studium liegt zwar Jahre zurück, aber er kennt sich in dem Fach immer noch gut aus und schaufelte in seinem Kalender ein Zeitfenster frei.

## Okay vom Telefonjoker

Die Prüfung hatte drei Teile, perfekt für drei Personen. Wir waren im Nu fertig. Die Zeit reichte sogar, um uns gegenseitig zu überprüfen und zu verbessern. Dann klickte ich auf «Senden», bestätigte, dass ich – natürlich



*Teamwork mit Glücksgefühlen.*

– alles selbständig ausgefüllt hatte, und klatschte meine Schwester ab: high five! Beim Vater bedankte ich mich und beendete den Anruf.

Als Nächstes stand ein Test im Nebenfach an. Mein Freund hatte letztes Jahr dasselbe Modul belegt und gerade Zeit. Den Stoff beherrscht er bis heute. Ich konzentrierte mich voll auf die Organisation, beklebte Vorlesungsfolien mit Post-it-Zetteln, schrieb alle Lösungsschemen auf separate Blätter und drapierte vor der Prüfung meine Bücher

---

**«Du weisst, wo nachschlagen, ich, was schreiben – das kommt gut.»**

---

auf dem Küchentisch.

Neben mir sass mein Freund und Helfer, der mir Mut zusprach: «Du weisst, wo nachschlagen, ich, was schreiben – das kommt gut.»

Dann erschienen die Multiple-Choice-Fragen. Von über dreissig markierten wir sechs, bei denen wir unsicher waren. Zur Sicherheit fotografierte ich sie mit dem Handy ab und verschickte die Bilder an einen Kollegen, während wir die Falllösungen in Angriff nahmen.

«Da bin ich anderer Meinung», kam es prompt zurück. Wir korrigierten eine Antwort. Der Rest sei okay, meldete der Telefonjoker per Whatsapp.

Mein Freund schrieb unterdessen wie eine Schnellschussmaschine. Er führte die Stichworte aus, die ich ihm aus den Unterlagen zusammengekratzt hatte, und ergänzte. Es war Teamwork, mit Glücksgefühlen pur. Ein Erlebnis, weil wir ohne Mühe und Not von Frage zu Frage flitzten.

## «Ganz easy»

Völlig fertig vom Hin- und Herspringen, fragte ich im Uni-Gruppen-Chat, wie's den anderen ergangen sei. Einer vermeldete sogleich: «Ganz easy», weil ein Bekannter mit ihm – oder besser: für ihn – die Fragen ausgefüllt hatte. Ein anderer stellte ein Foto in den Chat: vier grinsende Studenten, alle hocken am Tisch in einer WG, wo sie sich trafen. Die Laune bestens, wie bei mir. Sie signalisieren: «Daumen hoch».

Ich glaube, ich habe in diesem Semester viel fürs Leben gelernt.

Die Autorin studiert an einer Schweizer Hochschule. Beim Namen handelt es sich um ein Pseudonym.

# Lehrer der Schweiz

Oskar Vasella, der Vater von Ex-Novartis-Chef Daniel Vasella, prägte als Geschichtspräsident in Freiburg so unterschiedliche Figuren wie den rechten Politiker James Schwarzenbach und den linken Journalisten Niklaus Meienberg. Er trieb Geistesgeschichte im grossen Stil, die Massstäbe setzte. *Von Pirmin Meier*

Die «Festschrift Oskar Vasella» von 1964 präsentiert sich wie ein Who's who neuerer schweizerischer Geschichtsschreibung: vom Neutralitätschronisten Edgar Bonjour über Jean-François Bergier (nachmaliger Vorsitzender der «Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg») bis hin zu «*and. phil. Niklaus Meienberg*», wie der Gefeierte einst ein brillanter Lateiner der Benediktinerschule Disentis und später einer der prominentesten, auch umstrittensten Journalisten des Landes.

Oskar Vasella lehrte ab 1931 (Ordinarius 1936) bis zu seinem Tod (20. Dezember 1966) Schweizer Geschichte an der Universität Freiburg. Gemäss Habilitationsschrift lag seine Orientierung bei den «Bildungsverhältnissen» der Zeiten und Personen. Dies ermöglichte ihm unter anderem als Reformationshistoriker einen Durchbruch zu mehr Objektivität: Kulturhistorie anstelle von oft partiischer konfessionalistischer und politisierter Geschichtsschreibung. Stärker als andere war sich Vasella bewusst: Je «engagierter» sich ein Historiker zur Gegenwart äussert, desto stärker begibt er sich auf das Parkett des politischen Stammtisches.

## Sprechstunden mit dem Velo

Nicht nur Meister der Archivhistorie wie St. Gallens Stifts-Hüter Paul Staerke, Frauenfelds Staatsarchivar Bruno Meyer, Engelberger Gelehrte wie Albert Weiss sowie die Wackernagels und Zschokkes aus Basel und Aarau fanden sich unter den Gratulanten von «Watschli», der jeweils mit dem Velo zur Vorlesung aufkreuzte, sogar Sprechstunden mit dem Velo zur Linken und dem Studenten zur Rechten hielt. Unter ihnen waren so gegensätzliche Schweizer Intellektuelle wie der rechte Politiker James Schwarzenbach, ein radikaler Kritiker des Bürgertums, sowie der Linkskatholik Hugo Wild, beim *Tages-Anzeiger* ein scharfer Kritiker der amerikanischen Vietnam-Politik. Beide hatten bei Vasella mit repräsentativen Doktorarbeiten abgeschlossen.

Schwarzenbach schrieb stilistisch hervorragend über «Fidel von Thurns Abkehr von Frankreich. Ein Beitrag zur schweizerischen Neutralitätsgeschichte in den Jahren 1663–1670». Damit liess Vasella seinen eigenwilligen Schüler die Frühphase der 1648 festge-



*Brillanter Lateiner:* Historiker Vasella.

schriebenen Schweizer Unabhängigkeit vom Deutschen Reich vertiefen: als Neutralitätsgeschichte *avant la lettre*.

Eine ebenfalls brillante Feder führte Wild mit der Arbeit «Zentralismus und Föderalismus in der schweizerischen Publizistik von der Helvetik bis zur Bundesrevision». Die Helvetik gilt bis heute als «Sockelzeit» für schweizerisches Geschichtsbewusstsein. Dies kommt nicht zuletzt in der Auseinandersetzung mit dem ebenso umstrittenen wie vielseitigen Heinrich Zschokke von Magdeburg (1771–1848) zum Ausdruck. Es ist nicht bloss eine Lieblingsepoche der schweizerischen Linken. Auch rechtsliberale und rechtskonservative Anschläge wurden möglich.

Für Vasella typisch blieb die Beschränkung auf schweizerische «Sockelzeiten» wie die Reformationsgeschichte und die Umwälzungen im 18. und 19. Jahrhundert: Geistesgeschichte im grossen Stil, die Massstäbe setzte. Dies hatte schon Vasellas Vorgänger in Freiburg, Albert Büchi, mit seinen einzigartigen, leider unvollendeten Forschungen über Kardinal Schiner und dessen Epoche in die Wege geleitet: eine Arbeit, ohne deren Abschluss sowohl das Thema Marignano (trotz Markus Somm und dessen Buch zum 500-Jahr-Jubiläum der Schlacht) wie auch das Thema Zwingli Fragment bleiben.

Für die Geschichte des Katholizismus hat Vasellas letzter Nachfolger, Urs Altermatt, Pflöcke eingeschlagen. Er wurde zum Chronisten und Quasi-konkursverwalter des Schweizer Milieu-Katholizismus. Über Vasella bis Altermatt hat so etwas wie eine Freiburger Historische Schule Profil gewonnen.

## Verschweizerung der Universität

Die Universitätskarriere Vasellas als eines der profiliertesten Vertreter des untergegangenen Hauptfachs Schweizer Geschichte gehört zu den Spätfolgen einer 1897/98 als Skandal gehandelten «Verschweizerung» der Universität Freiburg. Damals verliessen insgesamt mehr als ein Dutzend reichsdeutsche Professoren auf einen Schlag die 1889 gegründete Universität. Sie fühlten sich vom diktatorischen Freiburger Bildungsdirektor Georges Python und dessen rechter Hand, dem Bündner Gelehrten Caspar Decurtins, bezüglich versprochener Anstellung auf Lebens-

zeit hintergangen. Auch wollten sich die Deutschen von den vorwiegend frankophonen Dominikanern in Sachen Rechtgläubigkeit nicht zensurieren lassen.

Der Auszug unter Protest hatte zur Folge, dass Freiburger Diplome in Deutschland bis 1922 fast nirgends anerkannt waren. Dafür

## Daniel Vasella sollte in vielem den globalisierten Gegensatz seines Vaters verkörpern.

wurde die Uni sowohl «welscher» als auch schweizerischer. Dies gereichte ihr 1914 und erst recht 1933/45 eher zum Vorteil. Caspar Decurtins (1855–1916), der «Löwe von Trun», kompensierte als grösster rätoromanischer Gelehrter aller Zeiten auf seine Weise nicht wenige der deutschen Kapazitäten. Erst recht sollte dies für Oskar Vasella gelten, Bürger vom Puschlav, Sohn eines Zeughausverwalters sowie frühverstorbenen Vater von Daniel Vasella. Letzterer sollte als junger Trotzkit und reifer CEO von Novartis in vielem den globalisierten Gegensatz seines Vaters verkörpern.

*Pirmin Meier* ist historiografischer Schriftsteller.

# Offene Rechnungen

Noch immer gibt die intrigreiche Abservierung des früheren reformierten Kirchenratspräsidenten Gottfried Locher zu reden. Die Medien stehen an der Seite seiner Gegner. Die *Weltwoche* kennt die Identität der Frau, die Locher stürzte. Erstmals werden die wahren Hintergründe sichtbar. Von *Christoph Mörgele*

Die Gerichtshöfe der Moral kennen keine Prozessordnung. Und wenn in Zeiten von #MeToo Frauen gegen Männer klagen, haben Männer meistens wenig zu melden, aber viel zu befürchten. Diese zugegeben etwas melodramatische Beurteilung drängt sich auf, wenn man sich den Fall von Gottfried Locher, dem früheren Präsidenten der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS), betrachtet. Seine Abservierung im Zusammenhang mit Gerüchten und Anschuldigungen aus dem Bereich privater Liebesaffären erschüttert die reformierte Kirche bis heute.

Die Geschichte ist merkwürdig, auch wenn sie die Medien ziemlich einhellig und getreu der Wortwahl von Lochers Anklägern, die seit Jahren auch seine innerkirchlichen politischen Gegner sind, als Chronik eines männlichen Machtmissbrauchs gegenüber Frauen nacherzählen. Tiefere Recherchen zeigen eher ein anderes Bild. Möglicherweise ist Locher Opfer einer Intrige geworden, ausgelöst durch die Anschuldigungen einer früheren anonymen Geliebten, deren Identität bisher als strenges Geheimnis gehütet wurde. Die *Weltwoche* kennt die Identität der Frau, die Locher zu Fall brachte.

## Sie verkehrte mit Lochers Familie

Es handelt sich um die heute fünfzigjährige Bettina M<sup>\*</sup>. Sie ist im Zürcher Oberland mütterlicherseits in eine sehr begüterte Textilfabrikantenfamilie hineingeboren worden und heute Verwaltungsrätin einer Immobiliengesellschaft im Engadin. Nach dem Gymnasium in Winterthur studierte sie am Deutschen Seminar der Universität Zürich und belegte in den Nebenfächern Anglistik und Kirchengeschichte. Ihre Abschlussarbeit schrieb sie 2002 über die frühauflärerische Schrift eines Zürcher Gelehrten an der Schnittstelle von Naturwissenschaft und Theologie. Sie bildete sich als Psychologin weiter und arbeitet selbständig als Beraterin. Seit 2013 engagiert sich Bettina M. für ein religiös-spirituelleres Projekt, das sie mit einem Team unter ausdrücklicher Unterstützung von Kirchenratspräsident Michel Müller inzwischen auch verwirklicht hat. In den letzten Jahren wirkte sie immer wieder an Veranstaltungen der Kantonalkirche mit und organisierte Kurse im kirchlichen Umfeld.

Bettina M. war in den Jahren 2011 und 2012 aber auch die persönliche Mitarbeiterin des mittlerweile zurückgetretenen Gottfried Locher. Die beiden kannten sich schon länger.

Offensichtlich war es eine sehr enge Zusammenarbeit, denn der Präsident und seine Mitarbeiterin wurden nicht nur im Büro, sondern auch öffentlich, meist an Anlässen der Kirche, gemeinsam gesehen. Sie bildeten, wie Beobachter sagen, ein hervorragendes Team. In jeder Hinsicht.

Stellt man ab auf Aussagen Lochers, entwickelte sich aus der Zusammenarbeit eine Liebesbeziehung – im gegenseitigen Einvernehmen. Die Situation war aber einigermaßen komplex, denn der Kirchenpräsident war bereits verheiratet. Allerdings leidet seine Frau an einer schweren Krankheit. In diese Konstellation fügte sich die damals 41-jährige Multimillionärin Bettina M. ein und verkehrte auch mit Lochers Familie.

Nun hielt das Glück allerdings nicht lange. Gegen Ende des Jahres 2012 trennte sich Bettina M. beruflich vom Kirchenpräsidenten. Möglicherweise war passiert, was in Dreiecksbeziehungen oft passiert: Der oder die Geliebte der verheirateten Person entwickelt stärkere Gefühle, die Hoffnung, der Geliebte breche doch aus seiner Ehe aus, erfüllt sich nicht. Liebe kann dann rasch in Hass umschlagen.

Was sich genau zwischen Locher und Bettina M. abspielte, kann natürlich nie rechtsgültig entschieden werden. Aber man geht wohl nicht ganz fehl, dass die unmögliche Beziehung zwar einvernehmlich startete, aber nicht ganz einvernehmlich endete. Allerdings: Es gab damals,

## Die Frage ist keineswegs geklärt, ob sie tatsächlich das wehr- und machtlose Opfer einer Affäre war.

als die Sache akut war, keine Klagen, keine Beanstandungen gegen Locher; auch zu einer Strafanzeige kam es nie. Es dauerte Jahre, bis Bettina M. ihrem Groll gegen den früheren Geliebten Luft machen sollte.

Womit wir bei der aktuellen Erschütterungen der Kirche wären. Im November 2019 wandte sich Bettina M. mit einer Beschwerde gegen Locher an Esther Gaillard, Vizepräsidentin des EKS-Rates. Anstatt den Präsidenten zu informieren, setzte sich Gaillard mit Sabine Brändlin, früher Pfarrerin bei der Aargauer Landeskirche und ebenfalls EKS-Rätin, in Verbindung. Die beiden Frauen nahmen Bettina M. ab Januar intensiv ins Gebet. Musste die frühere Mitarbeiterin erst überredet werden, ihre Beschwerde offiziell einzureichen?

Im März war Bettina M. soweit. Sie schickte einen sechsstufigen Brief gegen Locher an EKS-Vizepräsidentin Gaillard. Auf eine Strafklage verzichtete sie weiterhin, wohl auch deshalb, weil ihre Beanstandungen einer strafrechtlichen Prüfung nicht standgehalten hätten. Den Beschwerdebrief hüteten Gaillard und Brändlin gegenüber den Ratskollegen während fast drei Wochen wie einen geheimen Schatz. Ausser den beiden Frauen war niemand im Rat über die sich nun schon seit Monaten zusammenbrauchenden Vorgänge auch nur annähernd im Bild.

## Was ist eine «Grenzverletzung»?

Dann aber sollte alles blitzschnell gehen. Kurzfristig wurde der Rat am Ostermontag für eine digitale Spezialsitzung aufgeboden. Auch Präsident Locher war, ohne etwas zu ahnen, anwesend. Gaillard und Brändlin freilich hatten in der Zwischenzeit zwei Juristen und ein PR-Büro aufgeboden – mit fertigen Gutachten und Communiqués für 170 000 Franken Kirchensteuergeld am Rat vorbei. Ziel der beiden Frauen war es, die Vorwürfe auszubreiten und Locher sofort zu suspendieren.

Soweit kam es nicht. Einige überrumpelte Ratsmitglieder waren der Meinung, es sei Locher zumindest das rechtliche Gehör zu gewähren. Kam hinzu, dass sich die Vorwürfe von Bettina M. im Unschärfbereich äusserster Vagheit bewegten. Sie beklagte sich, ohne konkrete Beispiele zu nennen, sie sei von Locher, ihrem Ex-Geliebten, in ihrer «Integrität» verletzt worden. Genaueres war trotz Nachfrage nicht zu erfahren. Gaillard und Brändlin hielten die Identität der Beschwerdeführerin vor ihren Kollegen weiterhin geheim.

Man einigte sich, die Vorwürfe seriös abzuklären. Was bis heute nicht geschah. Vizepräsidentin Gaillard äusserte sich trotzdem öffentlich vorverurteilend gegen Locher. Sie habe keine Zweifel, dass die Anschuldigungen zutreffen, es habe «Grenzüberschreitungen» gegeben. Eine bizarre Note nahm der Fall an, als herauskam, dass Sabine Brändlin, zweite treibende Kraft gegen Locher, mit dem Kirchenpräsidenten ebenfalls eine heimliche Liebesbeziehung und wie Bettina M. vielleicht eine Rechnung offen hatte. Brändlin ist verheiratet und Mutter von drei Kindern; sie wollte den Vorwurf der Befangenheit nicht akzeptieren, trat dann in den Ausstand und schliesslich vom EKS-Rat zurück. Locher gab den Kampf gegen eine Mehrheit des Rats am 27. Mai mit seinem sofortigen Rücktritt verloren.



*Angriffe unter dem Mantel der Anonymität:* Kirchenvater Locher.

Bei den zahlreichen theologischen und persönlichen Gegnern von Gottfried Locher rannte Bettina M. mit ihren Anschuldigungen derweil offene Türen ein. Der Aargauer Kirchenratspräsident Christoph Weber-Berg stellte sich schützend vor Pfarrerin und EKS-Rätin Sabine Brändlin. Er erzählte in der Presse von mehreren anderen Frauen, bei denen Locher unter Missbrauch seiner Macht versucht habe, sich ihnen «ungebührlich zu nähern – auch gegen ihren Willen». Weber-Berg beschuldigte den früheren Kirchenpräsidenten, er habe Frauen unter Druck gesetzt und von ihnen gezogene Grenzen «systematisch missachtet und überschritten». Diese Vorwürfe belegte der Aarauer Theologe weder mit Belegen noch mit juristischen Schritten.

Auch der Zürcher Kirchenratspräsident Michel Müller, der zu den Vertrauten von Bettina M. gehört, bekämpft Locher seit langem. Noch als dieser längst das Handtuch geworfen hatte, trat Müller im *Blick* erbarmungslos nach: Es handle sich bei Lochers Stelle um den «höchstbezahlten Job in der Schweizer Kirchenslandschaft» (220'000 Franken), rügte der Mann, der als Oberhaupt von Zürichs Reformierten ziemlich genau gleichviel verdient. Da dürfe man nicht einfach abtauchen, wenn es Schwierigkeiten gebe. Lochers Wiederwahl sei

der grösste Fehler der Kirche gewesen, meinte der Bruder in Christo, der ihn schon 2018 aufgerufen hatte, zu Gerüchten Stellung zu nehmen und eine Landpfarrei im Kanton Bern zu übernehmen. Ein «offener Brief» von zwölf Theologen machte zusätzlich Druck auf Locher; etliche der angeblich «namhaften» Urheber stehen im Dienst der Zürcher Kirche, sind also deren rabiatem Vorsteher Michel Müller unterstellt.

Das Wort «Grenzüberschreitungen», raunte der Zürcher Kirchenratspräsident vielsagend, werde in der Evangelischen Kirche Schweiz (EKS) so verstanden: «Eingriffe in die körperliche, seelische oder religiöse Integrität einer Person. Es kann sich um Belästigung, sexuelle Übergriffe oder eine Beziehung in einem Abhängigkeitsverhältnis handeln. Um die Ausübung subtilen Drucks, Manipulation oder wenn eine Person ihre religiöse Autorität nutzt, um andere zu beeinflussen.» Worum es sich bei Locher tatsächlich handelte, wollte Müller nicht ausdeutschen.

### Ursprung des Erdbebens

Sicher ist, dass die Gegner von Gottfried Locher auch nach dessen zweiter Wiederwahl gegen eine Zürcher Herausforderin 2018 nicht klein beigaben. Es stellt sich die Frage, ob sie Bettina M. ermunterten, die von ihr geschilderte Be-

ziehung und die daraus resultierenden Verletzungen und Vorwürfe zu Papier zu bringen. Lochers Vizepräsidentin im EKS-Rat, Esther Gaillard, ehemalige Präsidentin der Waadtländer Kirche und ausgebildete Erzieherin, die heute interimistisch als Präsidentin amtiert, dürfte angesichts der von ihr eigenmächtig ausgelösten Anwalts- und PR-Kosten kaum heil aus der Affäre herauskommen.

Am Ursprung des gegenwärtigen Erdbebens, das die Evangelische Kirche Schweiz erschüttert und beschädigt, steht die Beschwerdeschrift von Bettina M. Die Frage ist keineswegs geklärt, ob sie tatsächlich das wehr- und machtlose Opfer einer Affäre war, die sie über längere Zeit und kaum ganz unfreiwillig mit Gottfried Locher unterhielt. Die ausgebildete Germanistin stand damals immerhin im 41. Lebensjahr und ist nach Beendigung der Affäre noch einige Zeit an ihrer Stelle verblieben.

Andererseits bleiben hierarchische Unterschiede in Beziehungen am Arbeitsplatz immer problematisch. Dass schliesslich Bettina M. ihre Arbeitsstelle verliess und nicht ihr Chef, gehört zur üblichen Art, solche Probleme angeblich aus der Welt zu schaffen. Doch ist dies Grund genug, fast zehn Jahre später schwerwiegendste Vorwürfe in den Raum zu stellen und einen Mann um seine Existenz zu bringen – ohne sauberes Verfahren, ohne Prozess und unter Wahrung der vollständigen Anonymität der Chefanklägerin gegenüber der Öffentlichkeit?

Schwere Vorbehalte hat diesbezüglich Isabelle Noth, ordentliche Professorin für praktische Theologie an der Universität Bern. In der NZZ übte sie grundsätzlich Kritik an der Art der Beseitigung des obersten Reformierten: «Unter dem Mantel der Anonymität ist es verhältnismässig leicht, gegen einen Vorgesetzten oder eine auf der gesellschaftlichen Karriereleiter höher gestellte Person Anschuldigungen vorzubringen.» Möglicherweise habe es sich bloss um einen zwischenmenschlichen Konflikt gehandelt, der das «Vertuschen der eigenen Feigheit» nicht rechtfertigte. Die hierarchisch tiefgestellten Personen, so Noth, seien nicht automatisch im Recht, und auch eine Untergebene müsse «Konflikte offen und respektvoll» austragen. Als Anonyma ohne direkte Konfrontation bleibe man selber gefangen und könne keinen Befreiungsprozess auslösen.

Im Medienportal *Infosperber* wurde die Professorin Noth allerdings unsanft abgekanzelt. Sie könne ja gar nicht wissen, was sich wie zugegetragen habe. Offenbar ganz im Gegensatz zu den Journalisten, die mit letzter Überzeugung von «frauenfeindlichen Vorurteilen», «Übergriffs-Opfern» und «mächtigen Peinigern» fantasierten. Der gestürzte Gottfried Locher indes wandle auf dem Pfad des «klassischen Musters der Sex-Täter».

\*Name von der Redaktion geändert.



Führungsqualitäten.

# Ehrenrettung des Schafs

Schafe gelten als dumm. Was für ein Unsinn!  
Nur Menschen und Affen schneiden in manchen Lerntests besser ab.  
Die faszinierenden Nutztiere sind sogar kreativ. *Von Veronika Straass*

Naturforscher Conrad Gessner hatte eine vernichtende Meinung über Schafe. In seinem «Allgemeinen Thierbuch» von 1669 schreibt er: «Ein Schaf ist ein mildes, einfältiges, demütiges, stilles, gehorsames, furchtsames und närrisches Tier. [...] Ohne einen Hirten verlaufen Schafe sich bald und sind ganz irrig.» Gessners Urteil gilt im Wesentlichen bis heute: Die meisten Menschen halten Schafe für schafsdämlich.

Doch die Schafsverächter irren sich gewaltig. Wie Wissenschaftler aus Cambridge festgestellt haben, sind Schafe nicht nur bemerkenswert lernfähig, sie können Regeln durchschauen, merken sich Wege nach wenigen Versuchen und speichern das Erlernte wochenlang, oft sogar jahrelang. In einigen Tests schnitten sie genauso gut ab wie Affen und sogar Menschen.

Die Forschungsschafe aus Cambridge lernten beispielsweise schnell, dass nur in einem Eimer mit einer bestimmten Farbe Futter zu finden war. Mehrmals änderten die Wissenschaftler die Farbe der futterhaltigen Eimer – kein Problem für die Schafe. Dann ging es auf einmal nicht mehr um die Farbe, sondern um die Form der Futtereimer. Die Schafe verstanden die neue Regel, ignorierten die Farbe der Eimer und suchten fortan nur im Kegel oder im Würfel nach Futter. Ratten wären mit diesem Versuch überfordert. Nur Affen und Menschen können noch mithalten.

## Ausgezeichnetes Gedächtnis

Was behauptete Herr Gessner doch gleich? Schafe seien ohne ihren Hirten verloren?

Was für ein Unsinn! Australische Forscher haben komplizierte Labyrinthversuche mit Schafen angestellt und herausgefunden, dass die Tiere ein ausgezeichnetes räumliches Gedächtnis haben. Sie prägten sich schnell den Weg aus dem Labyrinth ein und konnten sich noch nach Wochen daran erinnern.

In einigen Dingen sind uns Schafe sogar haushoch überlegen. Stellen Sie sich vor, man würde Sie zu einem Pferch mit fünfzig Schafen

führen, eines so weisswollig wie das andere. Ihre Aufgabe wäre nun, sich die Gesichter genau zu merken und die Tiere auf Fotos anschliessend zu identifizieren.

Na, wie sieht's aus? Kapitulation auf ganzer Linie? Schafe schaffen das ohne weiteres. Und das Erstaunliche: In der Testreihe erkannten die Versuchsschafe diese fünfzig eingepprägten Schafsgesichter sogar nach über zwei Jahren. Auch menschliche Gesichter prägten sie sich ein und identifizierten sie auch dann, als man ihnen die Gesichter später im Halbprofil präsentierte. Nicht schlecht für ein Tier, dessen Gesichtsausdruck wir so gerne «belämmert» nennen.

Aber warum klebt dann an Schafen so hartnäckig das Vorurteil, sie seien sozusagen die Vollpfosten der Tierwelt? Könnte es damit zusammenhängen, dass in der kommerziellen Schafzucht mit ihren fürchterlich effizienten und rücksichtslosen Arbeitsabläufen die Tiere ständig unter Adrenalin stehen?

Wenn Parasitenbehandlung, Trächtigkeitsuntersuchung, Klauenpflege und Schur mit viel Druck und im Akkord ablaufen, ist maximaler Stress gewährleistet. Auf solch eine Behandlung kann ein Tier, dessen Ahnen pausenlos auf der Hut vor Raubfeinden sein mussten, nur mit Panik und Todesangst reagieren. Dann kommt nicht die Intelligenz der Schafe, sondern allenfalls deren Überlebensstrategie zum Tragen, und die lautet: Bleib unter allen Umständen bei der Herde!

Ein Schaf ohne Herde ist ein totes Schaf. Also laufen Schafe gerade in stressbeladenen Situationen bedingungslos ihren Artgenossen hinterher – in den Pferch, durchs Parasitenbad, sogar auf den Transporter zum Schlachthof. Auf uns wirkt das dumm. Genauso dumm, wie wir Menschen uns verhalten, wenn wir glauben, in Gefahr zu sein. Dann denken wir nicht, sondern rennen dorthin, wohin alle rennen – unter Umständen in unser Verderben.

Das Lamm, das sich ohne Widerrede zur Schlachtbank führen lässt, ist sprichwörtlich

geworden. Aber gehen wir mal von natürlichen Lebensbedingungen aus. Ist es da wirklich so dumm, der Herde zu folgen?

Die Neigung, Schutz unter Artgenossen zu suchen, ist eine der besten Strategien vieler Beutetiere. Wenn der Verfolger vor lauter potenziellen Opfern nicht weiss, wo ihm der Kopf steht, erhöhen sich die Überlebenschancen für jeden Einzelnen ganz erheblich. Raubfeinde schnappen sich in der Regel den, der aus der Reihe fällt. Wer Beutetier ist, sollte sich ins Gewimmel der Artgenossen verdrücken. So machen es Stare, wenn ein Wanderfalke angreift. Oder Gnus, wenn ein Trupp Wildhunde anrückt. Oder eben Schafe.

Da eine Schafherde im Idealfall nicht einem beliebigen Kollegen folgt, sondern einem Schaf mit Führungsqualitäten, ist Hinterherlaufen auch im Alltag nicht die schlechteste Idee. In Island sind solche Leadersheep besonders unter den Nachfahren der Wikingerschafe zu finden. Ein Leadersheep führt seine Herde auf die Weide und leitet sie bei Schlechtwettereinbrüchen in den Stall zurück.

## Immer für eine Überraschung gut

Nun gut, Schafe können sich Gesichter und Wege merken und laufen idealerweise dem richtigen Leitschaf hinterher. Aber so richtig kreativ sind sie nicht, oder?

O doch! Sie müssen nur die Gelegenheit dazu haben. Eine Schafherde in Yorkshire sollte mittels eines drei Meter breiten Weiderostes daran gehindert werden, ihr Gatter zu verlassen und sich in den Gärten der Nachbarn den Bauch vollzuschlagen. Doch der Bauer hatte nicht mit dem Einfallsreichtum seiner Schafe gerechnet: Einige legten sich auf die Seite und hangelten sich liegend über die Rollen des lästigen Weiderostes, andere kugelten sich darüber weg und kamen so ans Ziel.

Schafe sind eben immer für eine Überraschung gut. Von Hand aufgezogene Schafe lernen, «Pfote» zu geben, gehen an der Leine, spielen mit dem Hund und schliessen sich ihm sogar an, wenn er die Kollegen in den Pferch treibt. Schafe sind vieles, nur eines ganz bestimmt nicht: dumm. Jeder Schäfer kann das bestätigen.

«Shaun das Schaf» lässt grüssen.

**Veronika Straass** ist Biologin und Schriftstellerin. 2015 veröffentlichte sie im Hase-und-Igel-Verlag ein Lesebuch über Schafe für die Primarschule.

# Es sollte ihr Moment sein

In Grossbritannien ruhen die Hoffnungen der Konservativen auf Innenministerin Priti Patel. Die Politikerin mit asiatisch-ugandischen Wurzeln politisiert nach ihrem Vorbild Margaret Thatcher. Scheitert sie, könnte das ganze Land in Unruhen versinken. Von James Delingpole

Die britische Innenministerin Priti Patel ist – je nachdem, wen man fragt – entweder die nächste Margaret Thatcher oder ein dummes, überbewertetes Leichtgewicht, das es nur wegen der richtigen Hautfarbe und Geschlechtszugehörigkeit so weit gebracht habe. Hoffen wir, es ist Ersteres, denn die Regierung von Boris Johnson braucht im Moment dringend einen Erlöser. Das Land sieht sich von blutrünstigen Dschihadisten, gewalttätigen Banden und marxistischen Revolutionären bedroht, denen eine geschwächte, ohnmächtige, politisch korrekte Polizei immer weniger entgegengesetzt. Das zu ändern, ist Aufgabe der Innenministerin.

Als Boris Johnson nach dem unerwartet deutlichen Wahlsieg der Konservativen im Dezember 2019 Priti Patel den Job als Innenministerin gab, schien das eine kluge Entscheidung zu sein: vorteilhafte «Optik» (eine dunkelhäutige Frau auf einem der wichtigsten Kabinettsposten) und ein deutliches Signal an die Parteirechte. Patel ist Thatcheristin, leidenschaftliche Befürworterin des Brexit und jene unerschrockene Ideologin (sie trat einst für die Todesstrafe ein), die nach jahrelanger Orientierungslosigkeit den Ruf der Konservativen als Partei von Gesetz und Ordnung wiederherstellen könnte.

## Entspannt, charmant, umgänglich

Aber wird ihr das gelingen? Ich bin zwar ein Fan und ein guter Bekannter von ihr, kann die Frage jedoch nicht eindeutig beantworten. In den Monaten vor ihrer Ernennung habe ich sie zwei, drei Mal in ihrem Abgeordnetenbüro (ausgestattet mit signierten Fotos von Margaret Thatcher sowie mit dem Union Jack) interviewt. Ich fand sie sehr sympathisch. Patel ist nicht bloss entspannt, charmant und umgänglich, sondern auch eine jener altmodischen Konservativen, von denen es in der Fraktion nur noch wenige gibt, weil die meisten in der Ära des Schwächlings Cameron in die Verbannung geschickt wurden.

Priti Patel, 48, stammt aus einer ugandisch-asiatischen Familie. Ihre Grosseltern väterlicherseits wurden in Gujarat (Indien) geboren, bevor sie nach Uganda auswanderten. Patels Eltern gelangten schliesslich in den Siebzigern mit der Welle von Flüchtlingen, die von Idi Amin verjagt wurden, nach Grossbritannien. Patel instrumentalisiert ihre Herkunft nicht. Auch dass sie eine Frau ist, spielt für sie keine wesentliche Rolle.

Identitätspolitik ist ihr ein Gräuel – ein hässliches, zynisches Spiel, das nur von Linken gespielt wird. Patel ist eine unverhohlene rechtskonservative Meritokratin, die sich für einen schlankeren Wohlfahrtsstaat einsetzt, strengere Einwanderungsgesetze fordert und eine liberalere Wirtschaftspolitik vertritt, orientiert eher an Singapur und Hongkong als an der sklerotischen, bürokratisierten Europäischen Union.



*Aber hat sie die Durchsetzungskraft?*

So weit, so vielversprechend. Während sie vor Ausbruch der aktuellen Krisen mit wohlgesetzten Worten durchgekommen wäre, muss sie nun wirklich Taten folgen lassen.

## Sie orientiert sich eher an Singapur und Hongkong als an der bürokratisierten EU.

Andernfalls wird man sie nicht nur als kleine Hochstaplerin brandmarken, mehr noch, das ganze Land könnte in Unruhen versinken.

In den letzten Wochen waren unheilvolle Zeichen zu beobachten: drei Männer, die von einem libyschen Messerstecher in einem Park getötet wurden; eine Statue in Bristol, die vor den Augen der Polizei abgerissen wurde; Statuen von Winston Churchill und Gandhi,

beschmiert von «Black Lives Matter» (BLM)-Demonstranten, die ausserdem einen Feuerwerkskörper auf ein Polizeipferd abgeschossen (der Reiter flog aus dem Sattel) und 29 Polizisten verletzten; wieder andere Polizeibeamte (darunter der Polizeichef der Grafschaft Kent), die vor BLM-Demonstranten einen Kotau machten (vulgo «das Knie beugten»); weitere Polizisten, die verängstigt die Flucht ergriffen oder verprügelt wurden, während eines ihrer Einsatzfahrzeuge demoliert wurde.

## Sozialarbeiter in Uniform

All das ist natürlich nicht Patels Schuld. Die Londoner Polizei untersteht letztlich dem linksradikalen Bürgermeister Sadiq Khan, der gerade erst ihr Budget gekürzt hat und eher daran interessiert scheint, sich politisch korrekt darzustellen, als die grassierende Kriminalität in der Stadt zu bekämpfen. Seit Tony Blair versteht sich die Polizei nicht so sehr als langer Arm des Gesetzes, sondern zunehmend als Sozialarbeiter in Uniform.

Einige Beamte tänzeln bei Gay-Pride-Paraden, sie zeigen ihre Skateboard-Fertigkeiten bei einer Strassenblockade, die von den Ökofaschisten von Extinction Rebellion organisiert wurde, lackieren sich die Fingernägel oder tragen High Heels zum Zeichen der Solidarität mit dieser oder jener unterdrückten Minderheit. Die Verfolgung echter Straftaten – etwa die allgegenwärtigen Vergewaltigungen von weissen, minderjährigen Mädchen durch muslimische Banden – scheint viel weiter unten auf ihrer Prioritätenliste zu stehen.

Das sollte Patels Moment sein. Sie vertritt die richtigen Werte, sie hat den richtigen Job, sie hat sogar den richtigen nichtweissen Hintergrund, auch wenn sie das nicht gern herauskehrt. Aber hat sie die Durchsetzungskraft? Abgesehen von dem eindrucksvoll verkündeten Versprechen, Angriffe auf Polizisten härter zu ahnden und von der Londoner Polizeichefin Cressida Dick eine «umfassende Erklärung» für die beklagenswerte Polizeiarbeit in der Hauptstadt zu verlangen, fällt ihre Bilanz wenig überzeugend aus. Viele Konservative, enttäuscht von dem, was sie bislang beobachten konnten, wünschen sich ein entschlosseneres Vorgehen der Regierung. Wenn nicht einmal «die neue Margaret Thatcher» es packt, welche Hoffnung besteht dann für die Tories?

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

# Frankreichs 100-Milliarden-Mann

Während sein Heimatland wirtschaftlich nicht so recht in die Gänge kommt, hat Bernard Arnault ein gewaltiges Luxusimperium aufgebaut. Wie schaffte es der Spross einer Bauunternehmerfamilie, so viele profilierte Weltmarken unter einem Dach zum Blühen zu bringen? *Von Mark van Huisseling*

Wie macht man eine Milliarde? Einfach, man hat drei Milliarden und kauft eine Fluggesellschaft. Das Bonmot ist nicht neu, war aber selten aktueller. Der umgekehrte Fall kann eintreten, wenn man ein paar Millionen hat respektive einen Vater mit ein paar Millionen – und sich ein Luxusgüterunternehmen kauft. Oder, falls es sich um Bernard Arnault handelt, können daraus hundert Milliarden werden. 103 000 000 000 Euro, so viel beträgt sein Vermögen zurzeit zirka, kommt immer auf den Kurs der LVMH-Aktien an, von denen ihm knapp die Hälfte gehört.

Bernard Jean Etienne Arnault, 71, ist Hauptaktionär von Louis Vuitton Moët Hennessy, der französischen Luxusgruppe, in der neben den namensgebenden Marken rund siebzig weitere Firmen versammelt sind, darunter Christian Dior, Bulgari (Schmuck) oder Sephora (Kosmetik- und Parfümvertrieb). Das macht ihn zum drittreichsten Menschen der Welt, eine Handvoll Milliarden hinter Bill Gates und eine grössere Handvoll hinter Jeff Bezos, dem Amazon gehört.

Der Anfang des «\$ 100 Billion Man» (*Forbes*) war, wie oft in der Geschichte des grossen Unternehmens- und Vermögensaufbaus, wenig glanzvoll und provinziell. In Roubaix, im Norden des Landes, gehörte der Familie Arnault eine Baufirma. Mit 25, nachdem er das Studium der Ingenieurwissenschaften abgeschlossen hatte, übernahm Bernard Arnault die Geschäfte seines Vaters. Die geplante Pianistenlaufbahn verfolgte er stattdessen nicht weiter, er habe nicht genug Talent, sagte er einmal. Was so viel heisst wie «nicht genug für die Weltspitze». Immerhin spielt er bis heute regelmässig, aber nur für sich; am Firmensitz an der schicken Pariser Avenue Montaigne steht im neunten Stock, wo sein Büro ist, ein Yamaha Grand Piano, sein Lieblingskomponist sei Chopin (Quelle: *Forbes*). Er spielt zudem regelmässig Tennis. Und zwar gut genug, um seine Kinder darin zu schlagen. Manchmal wechselt er auch ein paar Bälle mit einem Schweizer Geschäftsfreund – Roger Federer, Moët-Chandon-Reklamebotschafter.

## Im New Yorker Taxi

Als junger Mann versuchte er, in Amerika ins Baubusiness zu kommen. Dies gelang nicht. Doch er brachte eine Story mit nach Hause, wie sie jeder grosse Mann braucht (und falls sie nicht stimmt, ist sie gut erfunden): Er habe einen New Yorker Taxifahrer gefragt, ob er vom

Präsidenten der Republik, Georges Pompidou, gehört habe. Der soll nein gesagt haben, «aber Christian Dior, den kenne ich». Als ein paar Jahre später das Unternehmen Christian Dior zu kaufen war, schlug Arnault zu. Mit umgerechnet fünfzehn Millionen Dollar seiner Familie und achtzig weiteren Millionen, die ihm seine Bank Lazard beschaffte, erwarb er die Rechte an der Marke.

Bald kaufte er die ganze Firma – zu der damals das Luxusgüter-Konglomerat Christian Dior gehörte –, eine konkursreife Textil- und Papierfirma mit Namen Boussac. Bezahlt hat er dafür – mit dem Geld von Boussac. Wie geht denn das? Im Widerspruch zu seinem Versprechen entliess er 9000 Angestellte und versilberte Immobilien sowie weitere Aktivposten. Das Jahr war 1984, die Methode hiess «Asset Stripping» und war vor allem in Amerika üblich, Gordon Gekko aus «Wall Street» lässt grüssen. Arnault verhalf der Deal zu 500 Millionen und einem Spitznamen: «Wolf im Kaschmirpelz».

Von da an ging's aufwärts. Das meiste, was er in den folgenden 35 Jahren wollte, und er wollte vieles, bekam er. Darunter Parfums Dior, Bestandteil von Louis Vuitton Moët Hennessy, einem Kofferhersteller mit grossem Namen und damals weniger grossem Erfolg, unglücklich vereint mit dem Champagner- und Cognac-Hersteller. Arnault half dem Vuitton-Chef, den Gegenspieler im eigenen Haus, den

## Niederlagen? Nicht gerade rien, de rien, aber viele musste er nicht einstecken.

Moët-Chef, loszuwerden. Worauf er das gesamte Unternehmen übernehmen konnte; wiederum mit Hilfe seiner *amis* von der Lazard-Bank plus seinen eigenen 500 Millionen aus dem Boussac-Coup. Den ehemaligen LV-Verbündeten brauchte er danach nicht mehr, also warf er ihn raus – und machte sich selbst zum LVMH-Chef.

Niederlagen? Nicht gerade *rien de rien*, aber viele musste er nicht einstecken. Bei Gucci, im sogenannten Handtaschen-Krieg in den nuller Jahren, wurde er Zweiter. Und unterlag dabei erst noch dem anderen französischen Milliardär und Luxusfirmensammler, François Pinault. Arnaults bisher letzter Deal ist der Kauf von Tiffany & Co., dem Juwelier aus New York. Vergangenen Herbst machte er dafür ein unver-

langtes Übernahmeangebot über rund sechzehn Milliarden. Aber eben, das war damals, heute ist es anders – angeblich sei seine Haltung, der Handel müsse nachgebessert werden. Nachgebessert im Sinn von runterverhandelt. Weil der Abverkauf von Schmuck lahm seit der Pandemie. «Ist das der nächste grosse Firmenkau, der hinten runterfällt?», fragte der gutinformierte Schreiber der «Dealbook»-Kolumne der *New York Times* Anfang Juni.

Man weiss es nicht genau. Was man dagegen mit Sicherheit sagen kann, ist, wie die Vergangenheit war: eine goldene. Seit 2015 stieg die Aktie von LVMH um 146 Prozent, der französische Gesamtmarkt entwickelte sich in dieser Zeit um 6 Prozent, richtig gelesen, plus 6 Prozent bloss.

## Was ihn ausmacht

Der Hauptgrund, weshalb das Unternehmen den CAC-40-Index um 140 Prozentpunkte outperformte, waren die Geschäftsergebnisse von Louis Vuitton, dem Mode- und Accessoiresgeschäft also. Damit wurde 2019 rund ein Viertel des Gesamtumsatzes der Gruppe in Höhe von 54 Milliarden Euro erzielt (derzeit 58 Milliarden Franken, plus 15 Prozent gegenüber 2018) beziehungsweise sogar gegen die Hälfte des Gewinns von 11,5 Milliarden (ebenfalls plus 15 Prozent), schätzen Analysten; LVMH gibt keine Auskunft über Ergebnisse einzelner Marken. Louis Vuitton sei die «Cash-Maschine» des Konzerns, schreibt die *Forbes*-Journalistin.

Es liegt nahe, dass sich der oberste Chef persönlich darum kümmert. Zahlreich sind die Anekdoten über seine Einmischung in Kleinigkeiten – er soll sich beispielsweise sehr um die Inneneinrichtung des LV-Maison an der Pariser Place Vendôme gekümmert haben, wo es ein privates Atelier gibt, in dem Lady Gaga oder Emma Stone schneiden lassen. Samstagmorgens soll er Läden checken gehen – eigene, es gibt im Ganzen 4590 in 68 Ländern, sowie solche der Konkurrenz – und bei dieser Gelegenheit Verkäufern Tipps geben, was sie anders, also besser machen könnten, respektive sich bei Managern beschweren, wenn bestimmte Artikel nicht in ausreichender Menge an Lager seien.

Man kann Arnault als Mikromanager beschreiben. Oder, positiver, als einen, der dem altmodischen *soigner les détails*-(Pflege der Einzelheiten)-Ansatz verpflichtet ist. Er ist, so hört man, eine Mischung aus Dealmaker,





Wolf im Kaschmirpelz: Luxusunternehmer Arnault, 71.

der das grosse Ganze sieht, aber auch Kenner des Angebots seiner vielen, vielen Marken. «Diese Beschreibung stimmt zu 100 Prozent», sagt Jean-Claude Biver, ehemaliger Besitzer und Chef der Uhrenmarke Hublot, die er Arnault verkaufte. Es habe ihn beein-

druckt, wie nahe dieser sowohl am Produkt als auch an der Distribution gewesen sei, sagt Biver, der Chef des LVMH-Uhrengeschäfts – Hublot, TAG Heuer, Zenith – war. «Das ist ganz bestimmt einer der vielen Gründe seines Erfolgs.» Familienunternehmen – auf der

dritten Generation laste ein Fluch, sagt man. Arnault wäre in diesem Fall die Ausnahme, die die Regel bestätigt sowie die Redensart kraftvoll widerlegt. Und die Geschichte könnte weitergehen, er hat fünf Kinder aus zwei Ehen, vier davon – Delphine, 44; Antoine, 42; Alexandre, 27; und Frédéric, 25 – arbeiten im Unternehmen, der Jüngste, Jean, ist 21 und studiert noch; Bernard Arnault ist mit der in Kanada geborenen sechzigjährigen Pianistin Hélène Mercier verheiratet.

Am auffälligsten waren bisher die beiden jüngeren Söhne: Frédéric als Strategie- und Digitalchef von TAG Heuer sowie Alexandre, der seinen *président-directeur général* (PDG) und Vater vor vier Jahren dazu brachte, 720 Millionen Dollar für 80 Prozent des Kapitals von Rimowa, einem deutschen Gepäckhersteller, auszugeben. Keines der Kinder machte bisher eine Ansage, wenn's um die Nachfolge des Übervaters geht. Er werde wohl noch zirka dreissig Jahre oder so arbeiten, tönt es von ihnen. Ein Familienbeobachter sagt dagegen, wenn der Alte denn einmal zurücktrete, dann beginne im Unternehmen «Game of Thrones».

#### «Das ist erst der Anfang»

Voraussagen, die die Zukunft betreffen, sind schwierig, sagte schon der Ökonom John Keynes. Auch Voraussagen, die sich um künftige Entwicklungen der Branche drehen. Eine geht so: Der wichtige Wachstumsmarkt China bereitet zurzeit aus ökonomischen und politischen Gründen weniger Freude als auch schon, und es soll noch schlimmer kommen. Chinesische Kunden sorgten vergangenes Jahr für 90 Prozent des Branchenwachstums und 35 Prozent des Gesamtumsatzes; 2025, so eine Schätzung, soll die Hälfte aller Luxusgüter von Kunden aus China gekauft und 28 Prozent der Umsätze sollen in China, ohne Hongkong, erwirtschaftet werden, zurzeit sind es erst 11 Prozent.

Die nach 1980 geborenen Chinesen, Chinas Generation Y also, stellen somit die wichtigste Zielgruppe von Luxusmarken dar, doch für ihre Nachfolger, die nach 1990 geborenen Mitglieder der Generation Z, sollen schicke Waren rasch an Bedeutung verlieren. Verkürzt ausgedrückt: Falls die Prognose zutrifft, laufen der Branche die Kunden davon. Und wenn die Branche leidet, leidet LVMH mehr.

Mag sein. Vielleicht kommt es aber auch anders und anders, als man denkt. Bernard Arnault weist manchmal darauf hin, wenn's um die Grosswetterlage geht, dass sein Unternehmen im Grunde ein kleines sei. Pardon, klein? Tatsächlich, verglichen mit, etwa, Microsoft. Der Technologieriese wird vom Markt mit 1400 Milliarden Dollar bewertet, LVMH bringt es bloss auf einen Börsenwert von 250 Milliarden. «Das ist erst der Anfang», sagt der 100-Milliarden-Mann dann. ○

# Feuer aus den eigenen Reihen

Die CVP stimmte im Nationalrat gegen die Interessen der Armee, angeleitet von Verteidigungsministerin Viola Amherd. Das Manöver soll eine Mehrheit in der Kampfjet-Abstimmung sichern. Von Hubert Mooser

Die Reaktion kam rasch und unerwartet: Wenige Tage nachdem der Nationalrat das Zivildienstgesetz versenkt hatte, meldete sich Armeechef Thomas Süssli in Tamedia-Zeitungen zu Wort. Er wolle den Frauenanteil auf 10 Prozent erhöhen und könne sich auch Ausländer in der Armee vorstellen.

Süssli hat ein Problem: Weil immer mehr Dienstpflichtige zum Zivildienst abspringen, sorgt sich die Armee um ihre Bestände. Deshalb wollten die Bürgerlichen den Zugang zum Zivildienst erschweren. Dass dann ausgerechnet die Partei von Verteidigungsministerin Viola Amherd den links-grünen Armeegegnern half, die Vorlage zu kippen, mit der man die Ausdünnung der Armeebestände stoppen wollte, hält Sicherheitspolitiker Thomas Hurter für verantwortungslos.

## Vorgeschobene Gründe

Die Kehrtwende der CVP bei diesem Geschäft war kein irrtümlicher Beschluss der eigenen Streitkräfte, kein *friendly fire*, wie man annehmen könnte. Fraktionsmitglieder gaben nach der Debatte verärgerten bürgerlichen Politikern als Erklärung für den Sinneswandel zu verstehen, man habe in Absprache mit Bundesrätin Amherd so entschieden.

Andere sagten, die Verteidigungsministerin habe auf diesen Entscheid hingewirkt und unter Parlamentariern für ein Nein zur Zivildienstvorlage geweibelt – wegen der Abstimmungskampagne zur Beschaffung eines Kampfflugzeuges. Oder wie es CVP-Präsident Gerhard Pfister sagt: «Das Referendum gegen die Zivildienstvorlage hätte die Kampfjet-Abstimmung zusätzlich gefährdet. Alle die, die unzufrieden mit dem Zivildienstgesetz sind, würden auch den Kampfjet ablehnen.»

Hurter hält diese Angst für unbegründet und vorgeschoben: «Die beiden Vorlagen haben nichts miteinander zu tun.» Die Diskussion um Armee und Zivildienst müsse man getrennt führen.

Die taktischen Spielereien der CVP und ihrer Bundesrätin begannen gegen Ende 2019, als die CVP bereits mit Anträgen die Zivildienstvorlage verkomplizierte und verzögerte. Amherd selber äusserte sich am 24. Februar in der Bauarena im zürcherischen Volketswil bei einem öffentlichen Gespräch dazu. Die Diskussion, dass der Zivildienst die Rekrutierung der Armee torpediere, sei müssig und könne das Problem der Armee nicht lösen. «Die Aufgabe des Departements ist es, das Bild der



*Taktische Spielereien:* Bundesrätin Amherd, Pilotin Chollet.

Armee besser zu erklären. Die Armee muss attraktiver werden, wir müssen den Jungen aufzeigen, dass der Militärdienst keineswegs sinnlos ist.»

Das war ein klares Bekenntnis gegen höhere Hürden beim Zivildienst. Amherds Informationschef Renato Kalbermatten sagt trotzdem, der Zickzackkurs der CVP beim Zivildienst sei nicht in Absprache mit Amherd erfolgt. Schliesslich habe man die Gewaltentrennung.

## Gespür für Menschen

Eine Verteidigungsministerin, die wissentlich ihre eigenen Reihen schwächt, das hat man in Bern noch nicht erlebt. Es zeigt aber auch, dass für die CVP-Bundesrätin der Abstimmungskampf um neue Flieger die Feuertaufe ist, der sie alles unterordnet. Dafür nimmt sie sogar schrumpfende Armeebestände in Kauf.

Amherd brachte die Vorlage bisher denn auch mehr oder weniger problemlos durch das Parlament. Da über einen Kredit abgestimmt wird und nicht über einen Kampfjettyp, gibt es anders als bei ihrem Vorgänger Ueli Maurer keine Diskussionen über das richtige Flugzeugmodell.

Vieles war auch schon von Vorgänger Guy Parmelin aufgegleist worden. Amherd habe bloss noch die Feinabstimmung vorgenommen, meint der frühere Kampfjetpilot Hurter.

Tatsächlich ist Amherd bisher nicht durch geistreiche und inspirierende Interviews oder Papiere aufgefallen. Die Oberwalliserin profitierte aber als erste Bundesrätin an der Spitze des Verteidigungsdepartementes von einem Frauenbonus. Egal, was sie sagt oder tut: Die Medien legen es ihr positiv aus.

Dass sie einen völlig überrissenen Armeeeinsatz während der Corona-Krise einleitete, zudem für eine totale Ausgangsperre eintrat und den Shutdown noch verlängern wollte, daraus drehte ihr niemand einen Strick. Selbst die Parteikollegen aus ihrem Heimatkanton Wallis halten sich mit Kritik zurück, obwohl sie politisch anders tickt als die rechts politisierende Walliser CVP-Vertretung in Bern.

Es ist auch kein Geheimnis, dass sich Amherd im Bundesrat häufiger noch als vor ihr die frühere CVP-Bundesrätin Doris Leuthard auf die Seite der Linken schlägt. Kein Wunder sagt SP-Nationalrätin Priska Seiler-Graf, Amherd habe ein Gespür für Menschen.

Hurter findet, sie sei näher bei den Leuten als ihre Vorgänger. Ganz sicher verhält sie sich im Umgang mit Parlamentariern geschickter als Leuthard. Die Aargauerin hatte eine Unart, selbst eigene Parteikollegen von oben herab zu deckeln und zu belehren. Amherd hole die Politiker mit ihrem lockeren Bergler-Charme

und Mutterwitz ab, sagen CVP-Politiker. Sie könne selbst harte Positionen charmant vortragen.

Seit dem Zivildienstentscheid des Parlaments brodelt es aber hinter den Kulissen. Es ist kein Zufall, wenn Armeechef Süssli gerade jetzt Alternativen zur Rekrutierung von militärischem Personal aufzeigt. Auf grosse Begeisterung stösst er mit seinen Ideen allerdings auch nicht.

Hurter hält es für das falsche Vorgehen. «Bevor man über neue Rekrutierungsoptionen diskutiert, sollte man die Probleme lösen», sagt er. Der Armee fehlten Soldaten, weil viele Armeeangehörige – oft aus Gründen der persönlichen Bequemlichkeit – in den Zivildienst wechselten. Hier müsse man ansetzen.

«Wenn der Armeechef mehr Frauen in die Armee einbinden will, ist das eine sehr gute

## Wie schon bei ihrer Wahl in den Bundesrat hofft sie auch jetzt wieder auf Frauensolidarität.

Strategie», findet dagegen CVP-Nationalrätin Marianne Binder. «Frauen wollen zu Recht überall in der Verantwortung stehen. Das kann konsequenterweise auch für die Landesverteidigung gelten.» Mit der Idee, auch ausländische Staatsbürger in die Armee aufzunehmen, könne sie sich dagegen nicht anfreunden. Die Schweizer Armee könnte sich plötzlich vor der Situation befinden, eigene Landsleute bekämpfen zu müssen.

### PR-Stunt mit Kampffjetpilotin

Zuerst geht es aber um die Kampffjet-Abstimmung. Und hier bekommt es Amherd nun mit ihrem links-grünen-feministischen Wahlverein zu tun. Wie schon bei ihrer Wahl in den Bundesrat hofft sie auch jetzt wieder auf Frauensolidarität.

Aber diesmal ist es anders: Weil Amherd ihre Kampagne mit der jungen Kampffjetpilotin Fanny Chollet lancierte, bekam sie von Seiler-Graf via *20 Minuten* zu hören, sie präsentiere die einzige Pilotin als Aushängeschild für die Kampffjet-Kampagne. Das sei ein PR-Stunt, da Chollet alles andere als repräsentativ sei für ihr Team aus ansonsten allesamt männlichen Kampffjetpiloten. Davon würden sich die Frauen nicht beeinflussen lassen, so einfach seien Frauen nicht gestrickt.

Gegenüber der *Weltwoche* schlägt Seiler-Graf bereits wieder versöhnliche Töne an: «Dass wir hier nicht gleicher Meinung sind, will nicht heissen, dass sie einen schlechten Job macht», sagt die Zürcher Politikerin. Viola Amherd sei als Verteidigungsministerin am richtigen Ort. Und wie sie das so sagt, könnte man fast meinen, die Oberwalliserin sei das trojanische Pferd der Linken im Verteidigungsdepartement – wie beim Zivildienstgesetz. ○

## Brief aus den Bergen

# Lausanne, Bellinzona, Chur

Die Vorfälle an den höchsten Schweizer Gerichten sind ein Klacks gegen die Posse, die sich derzeit beim obersten Gericht in Graubünden abspielt. Von Andrea Masüger

Es ist gut möglich, dass das Bündner Parlament, der Grosse Rat, im August das sechsköpfige Kantonsgericht in corpore in die Wüste schickt. Die SVP und die SP haben sich für diesen drastischen Schritt ausgesprochen, die übrigen Parteien zögern noch. Aber fest steht schon heute: Das Bündner Justizwesen fault von oben nach unten.

Überhaupt: Was ist mit der dritten Gewalt in der Schweiz eigentlich los? Beim Bundesstrafgericht in Bellinzona wird intrigiert und gemobbt, das Arbeitsklima ist mies. Eine Kommission des Bundesgerichts untersucht die Vorwürfe offenbar so lasch, dass die Geschäftsprüfungskommission des Parlaments einschreitet und verschiedene Fehler rügt. Und der Bundesgerichtspräsident höchstselbst fällt mit dummen und diskriminierenden Bemerkungen gegenüber einer Richterin auf, die dank dem berühmten Mikrofon, das auszuschalten man vergass, an die Öffentlichkeit drangen.

Diese Vorfälle werden von einem Provinzgericht noch getoppt. Die Bündner Kantonsrichter fielen in der Vergangenheit als besonders ineffizient auf. Anwälte kritisierten die langen Verfahren, die sich über Jahre hingen. Immer wieder steckte das Gericht, das an der Churer Poststrasse in einem prächtigen Gebäude residiert, Rüffel aus Lausanne ein. Schliesslich platzte der Justizkommission des Grossen Rates der Kragen. Sie veranlasste eine Untersuchung durch zwei externe Rechtsexperten.

Diese kamen zu einem brisanten Ergebnis: Das Gericht werde durch interne Streitigkeiten blockiert. Folge: Ineffizienz und wachsende Pendenzenberge. Man wähnt sich in Chur ein bisschen wie in Bellinzona.

### Urteil ins Gegenteil verkehrt?

Diese Sachlage äusserte sich vor Monaten in einem bizarren Fall: Gerichtspräsident Norbert Brunner hatte ein Urteil eines Richterkollegen angeblich heimlich abgeändert und ins Gegenteil verkehrt. Es ging um eine Erbsache, und der Gewinner wurde plötzlich zum Verlierer. Als die Sache ruchbar wurde, lief Richter Peter Schnyder Sturm gegen den Chef, was das restliche Richterkollegium veranlasste, einen Antrag zu stellen, Schnyder aus dem Amt zu werfen.

Der Protestierende hat inzwischen Sukkurs durch den früheren Bundesgericht-



Bizarrer Fall: Gerichtspräsident Brunner.

präsidenten Giusep Nay bekommen, der ihn als Whistleblower bezeichnet, dem Unrecht geschieht. Tatsächlich ist es seltsam, dass der Kritiker an der Urteilsabänderung selber auf die Abschlussliste geriet, obwohl ihm die Justizkommission, welche die Angelegenheit untersuchte, sachlich recht gab: Der Präsident habe sich einer «sehr ernsthaften Amtspflichtverletzung» schuldig gemacht, urteilte sie unmissverständlich. Doch gleichzeitig warf sie auch seinem Kritiker Schnyder querulatorisches und unkollegiales Verhalten vor, das es notwendig mache, ihn mittels Nichtwiederwahl aus dem Amt zu entfernen.

Das sind für Aussenstehende nur schwer verständliche Vorgänge. Zusätzlich angeheizt wird die Situation durch seltsame Sololäufe, die an die Verteidigungsstrategie von Bundesanwalt Lauber erinnern. So organisierte die Vizepräsidentin des Kantonsgerichts mit zwei Kollegen eine spektakuläre Medienorientierung, in der sich das Trio hinter den Präsidenten stellte. Dieser wiederum versuchte (erfolglos) die Justizkommission durch ein Ausstandsbegehren ins Leere laufen zu lassen.

Ein externer ausserordentlicher Staatsanwalt soll nun Licht in die Affäre bringen. Doch schon heute ist klar, dass mit diesem Gericht kein Staat mehr zu machen ist.

Andrea Masüger war Chefredaktor der *Südosstschweiz* und CEO von Samedia.



«Wie Abfall entsorgt.»

## Sklaverei heute

**Weltweit leben 40 Millionen Menschen versklavt. Im arabischen Raum ist die moderne Leibeigenschaft ein weitverbreitetes Phänomen und wird von Politik und Religion toleriert, mitunter unterstützt. Proteste gegen Rassismus und Sklaverei, die den Westen erschüttern, bleiben dort ungehört. Von Pierre Heumann**

Während in den USA und in Europa seit dem Tod von George Floyd der Slogan «Black Lives Matter» die Massen mobilisiert und Statuen mit Bezug zur Sklaverei vom Podest geholt werden, schliessen sich die Menschen im Mittleren Osten den Protesten nicht an. Denn für die Region zwischen Marokko und den Vereinigten Arabischen Emiraten sind Sklaverei und Rassismus nicht Vergangenheit, sondern bis heute gelebte Normalität. So werden schwarze Menschen im arabischen Slang mit dem Wort «abeed» bezeichnet, was auf Deutsch «Sklaven» heisst.

In den meisten islamischen Staaten gibt es bis heute eine De-facto-Leibeigenschaft. Vor drei Jahren zeigte der Nachrichtensender CNN Bilder von Sklavenmärkten in Libyen, auf denen für 400 Dollar mehrheitlich junge Leute aus dem Niger angeboten wurden. In der Islamischen Republik Mauretanien sind laut Uno 10 bis 20 Prozent der Bevölkerung versklavt. Die Eigentümer haben das absolute Verfügungsrecht über ihren menschlichen Besitz. Sie dürfen ihn zum Beispiel als Hochzeitsgeschenk überreichen.

Weil das Halten von Sklaven im Koran verankert ist, kann es in muslimischen Ländern, wo die Heilige Schrift des Islam Grundlage für

das alltägliche Leben ist, eigentlich nicht durch ein von Menschen geschaffenes Gesetz abgeschafft werden. Der Prophet, unter dessen ersten Anhängern in Mekka viele Leibeigene waren, hatte die Sklaverei nicht ausdrücklich verboten, zumal er selber Sklaven hielt und mit ihnen handelte. Mohammed forderte indes, man solle die Sklaven «anständig» behandeln. Dem widerspricht allerdings das arabische Sprichwort, nach dem man «Sklaven mit einem Stock schlägt».

Weltweit, so schätzt die Uno, sind 40 Millionen Menschen versklavt. Davon sind 25 Millionen Zwangsarbeiter, und 15 Millionen sind ohne ihre Zustimmung verheiratet worden.

Offiziell ist die Knechtschaft in arabischen Ländern zwar abgeschafft worden, zuletzt zum Beispiel in Saudi-Arabien (1962) und nach mehreren Anläufen auch in Mauretanien (2015). Dennoch floriert die Neosklaverei im arabischen Raum und wird dort sogar vom Staat und von der Religion unterstützt. In der Mena-Region, also im Gebiet zwischen Marokko und den Vereinigten Arabischen Emiraten, sind an die drei Millionen Menschen, was mehr als 6 Prozent der Bevölkerung entspricht, Handelsware und müssen auf jede in-

dividuelle Freiheit verzichten. Lediglich in zwei arabischen Staaten wurden bislang offizielle Erhebungen durchgeführt. Die Dunkelziffer sei daher sehr hoch, sagen Experten.

### Wo es am schlimmsten ist

Am schlimmsten sind die Zustände gemäss Global Slavery Index (erstellt von der unabhängigen, privat finanzierten Walk Free Foundation) in Katar. In keinem anderen Land sei der Anteil der Sklaven an der Gesamtbevölkerung höher als in diesem Emirat, wo in zwei Jahren die Fussballweltmeisterschaften stattfinden sollen.

Statistisch ebenfalls nicht erfasst ist die im Islam verankerte und von den Imamen akzeptierte Option, gemäss der sich Männer eine Liebesdienerin auf Zeit besorgen können. Damit wurde den Kämpfern im heiligen Krieg die Möglichkeit gegeben, sich sexuell auszuleben, wenn sie, weit weg von zu Hause, im Namen der Religion fochten. Die für Männer bequeme Option hat sich auch in friedlichen Zeiten über viele Jahrhunderte halten können. Sie ist in Ägypten zum Beispiel unter dem Begriff «saisonales Hochzeitsgesetz» bekannt. Doch nicht nur in Ägypten wird diese sogenannte *mut'a*-Hochzeit praktiziert. Auch in

Jordanien, Marokko oder im Libanon ist der befristete Trauschein verbreitet. Er ermöglicht es (meist vermögenden) Ausländern, mit einer Einheimischen eine von Anfang an zeitlich limitierte Ehe einzugehen. Es sind Fälle dokumentiert, in denen die Braut elf Jahre alt war.

Zwangssehen gehören in vielen sozialen Schichten zur kulturellen Norm. Die Mena-Region, schreibt die muslimische Antisklaverei-Aktivistin Leena Ksaifi, sei ein «Nährboden für moderne Sklaverei». Jüngst warnte zum Beispiel die Kinderhilfsorganisation World Vision vor einer «alarmierenden Zunahme von Kinderehen» in Syrien.

In der Geschichte des Islam wurde den Sklaven eine breite Palette von sozialen Funktionen zugewiesen. Die Mehrheit der Sklaven war rechtlos. Viele wurden von ihren Eigentümern auf die Schlachtfelder gezwungen, wo sie – im wörtlichen Sinn – Kanonenfutter waren. Andere wurden zur Schwerarbeit auf dem Feld oder im Haushalt verpflichtet. Sängergirlen waren sowohl Prostituierte als auch Kurtisanen. Stets gab es unter den Sklaven auch eine kleine Elite, die in Vertrauenspositionen aufstieg, selbst am Hof der Mächtigen.

Schockierende Auswüchse der Neosklaverei sind derzeit auf Beiruts Strassen zu sehen. Über hundert Äthiopierinnen, die als Dienerinnen in einem Haushalt malocht hatten, wurden von ihren libanesischen Bossen wegen der Wirtschaftskrise kurzum auf die Strasse gestellt. «Wir wurden wie Abfall entsorgt», gab eine ehemalige Hausangestellte zu Protokoll. Jetzt campieren sie vor der äthiopischen Botschaft – doch auch die Diplomaten kümmern sich nicht um sie. Für die Rückkehr in die Heimat fehlt den Frauen das Geld, da sie in all den Jahren keinen oder nur einen spärlichen Lohn erhalten haben. Was ihnen am Ende des Monats jeweils blieb, überwiesen sie nach Hause. Ein Flugticket nach Äthiopien können sie sich deshalb nicht leisten. Es kostet

### In Kuwait werden Frauen auch online angeboten – und verkauft.

680 Dollar. Für die vierzehntägige Quarantäne, die der Staat nach der Landung in Addis Abeba aufgrund der Corona-Krise verlangt und für deren Kosten sie aufkommen müssten, kämen weitere 770 Dollar hinzu. Insgesamt würde die Heimreise also 1450 Dollar kosten.

Im Libanon arbeiten schätzungsweise 250 000 Hausangestellte unter schlechtesten Bedingungen, davon stammen 150 000 aus Äthiopien. Sie sind durch das sogenannte Kafala-System ins Land gekommen: Es verlangt, dass ausländische Angestellte von einem Einheimischen «gesponsert» werden müssen. Die Aufenthaltserlaubnis ist an den Arbeitsvertrag gebunden. Mit der Kündigung erlischt das Recht, im Land zu bleiben. Zudem verlangen die meisten Pat-

rons, dass der Pass abgegeben wird. Das Kafala-System, eine versteckte Form der Sklaverei, ist im ganzen Mittleren Osten verbreitet und wird von den einzelnen Staaten offiziell anerkannt. Oft bezahlt der Sponsor den künftigen Angestellten den Flug – ein Vorschuss, den die importierten Arbeitskräfte nachher zurückzahlen müssen. Was sie faktisch zur Zwangsarbeit verpflichtet. Lohn, Arbeitszeiten und die freien Tage werden vom Boss diktiert.

### IS: «Theologie der Versklavung»

In Kuwait werden Frauen auch online angeboten – und verkauft. Reporter der BBC, die sich als Interessenten für eine *relocation* ausgaben, stiessen Ende letzten Oktobers auf virtuelle Sklavenmärkte, zum Beispiel bei der Facebook-Tochter Instagram, zudem auf Google- oder Apple-Applikationen. Dort wurden die künftigen Verdingfrauen in einem «boomeden Schwarzmarkt» in verschiedenen Preiskategorien feilgeboten. Die jungen Frauen sind indes nicht nur Arbeitskräfte, sie sind auch Handelsware, wie die Undercover-Reporter entdeckten. Ein User erwerbe zum Beispiel eine Maid für 2200 Dollar, sagte man den Undercover-Journalisten, und wenn er Glück habe, könne er sie später für 3300 Dollar verkaufen. Ein Post fiel den Reportern besonders auf: Die aus Nepal stammende Frau erfreue sich, einen Tag pro Woche freinehmen zu wollen.

Ganz offen zur Sklaverei hat sich einzig der Islamische Staat (IS) bekannt. Die Terrorgruppe erhob die Leibeigenschaft sogar zur gesellschaftlichen und religiösen Norm. Es sei nicht nur akzeptabel, Menschen zu besitzen, es sei aus religiöser Sicht sogar verdienstvoll. Die aufgezwungene Knechtschaft der Ungläubigen sei eine «triumphale Widerspiegelung» der IS-Legitimität. Im Rahmen der vom IS propagierten «Theologie der Versklavung» verloren im Nordirak von den rund 10 000 Jesiden fast 7000 ihre Freiheit. Sie wurden für Preise, die sich zwischen 200 und 1500 Dollar bewegten, verkauft, viele wurden zu Sexsklavinnen.

Der Islamische Staat begründete sein kriminelles Vorgehen mit den Schriften des islamischen Gesetzes. Die islamischen Schriften erlaubten es den Muslimen im heiligen Krieg, von den Besiegten Besitz zu ergreifen und deren Frauen als Sexsklavinnen zu benutzen. Damit schloss der Islamische Staat wieder an eine im 9. Jahrhundert begründete islamische Praxis an, die es während Jahrhunderten in dieser Brutalität nicht mehr gegeben hatte.

Sponsoring-Systeme, Zwangsheirat, Sklavenmärkte: Weder «Black Lives Matter» noch der Sturz von Statuen im Westen lösen im Orient Reaktionen aus. In den lokalen sozialen Medien wurde das Thema nur spärlich aufgegriffen. Und westliche Medien, die sofort zur Stelle sind, wenn es in den USA Missstände zu kritisieren gibt, schliessen die Augen gegenüber den desolaten Zuständen im arabischen Raum. ○

## Schweiz

# Genf und der Menschenhandel

## Am schlimmsten sind die Verhältnisse in diplomatischen Kreisen.

In Genf sitzt ein Menschenhändler im Gefängnis: Mitten im Shutdown wurde ein Geschäftsmann aus Litauen, der auf Baustellen in der ganzen Westschweiz Schwarzarbeiter aus Osteuropa zu Stundenlöhnen zwischen zwanzig Rappen und sechs Franken verdingte, wegen Menschenhandels («traite d'êtres humains») zu einer sechsjährigen Freiheitsstrafe verurteilt. Auch zu essen hatten die Arbeiter nicht genug. Das Gericht sprach von einer «Form von moderner Sklaverei».

Bilder aus Genf gingen während der Corona-Krise um die Welt: In einer ihrer reichsten Städte bildeten Hunderte von Menschen vor den Ausgabestellen von Notpaketen lange Warteschlangen. Es handelte sich mehrheitlich um illegale Einwanderer (Sans-Papiers). Viele waren von ihren Schwarzarbeitgebern wegen der «Notlage» auf die Strasse gestellt worden – und verloren auch ihre Unterkunft.

Moderne Sklaven arbeiten in der Landwirtschaft, im Gastgewerbe, in der Prostitution. Am schlimmsten und undurchsichtigsten sind die Verhältnisse in diplomatischen Kreisen. 2008 wurden Hannibal Gaddafi, der Sohn des ehemaligen libyschen Diktators, und seine Frau in einem Genfer Hotel festgenommen. Sie hatten zwei Bedienstete geschlagen und eingesperrt. Die Affäre löste die Krise zwischen Libyen und der Schweiz aus. Offenbar war Gaddafi längst kein Einzelfall. 2010 informierte eine Plakatkampagne in der ganzen Stadt über die Versklavung von Hausangestellten. Vor zwei Jahren erzählte eine Afrikanerin im Westschweizer Fernsehen, wie sie fünf Jahre lang in einem Haushalt ausgebeutet wurde. Sechzehn Stunden Arbeit pro Tag, kochen, putzen, bügeln – auch am Wochenende. Die Wohnung durfte sie nur mit einer Bewilligung verlassen.

Am Europäischen Tag gegen Menschenhandel (18. Oktober) war von 1500 Sklaven in der Schweiz die Rede. Amnesty International und die CVP-Politikerin Anne Marie von Arx-Vernon halten diese Zahl für weit unterschätzt. «Die Schweiz hat den Willen, diese Seuche zu bekämpfen», lobt von Arx-Vernon: «In Genf gibt es eine spezielle Polizeibrigade, die sich mit dem Kampf gegen den Menschenhandel und die illegale Prostitution befasst.» Jürg Altwegg



©Hanseatische Konzertdirektion GmbH



# VIP-Konzertreise «Elbphilharmonie» Hamburg für Aug und Ohr

Die Hansestadt gilt als Tor zur Welt. Kulturelles Highlight ist die Elbphilharmonie mit ihrer spektakulären Architektur und aussergewöhnlichen Akustik. Geniessen Sie drei Tage in einer der schönsten Städte Deutschlands.

**K**aum sind wir in Hamburg gelandet, bieten sich uns auf der Stadtrundfahrt erste Impressionen. Mit den Alsterarkaden, dem prachtvollen Rathaus und dem Michel werden wir bekannt gemacht. Natürlich geht es auch am Hafen und der Hafencity vorbei, ehe wir im 4-Sterne-Hotel «Radisson Blu» einchecken. Das Traditionslokal «Schifferbörse» bietet den idealen Rahmen für das Abendessen.

Am zweiten Tag erkunden wir die Hafencity. Auf den Mittagslunch im Restaurant «Kajüte» folgt ein Rundgang durch die historische Speicherstadt. Abends erwartet uns der Höhepunkt dieser Reise, das Konzert von Juan José Mosalini, den Experten als den weltbesten Tangomusiker bezeichnen! Mit seinem Gran Orquesta de Tango bietet er hochemotionale Musik und mitreissende Rhythmen.

«Schiff ahoi!», heisst es am dritten Reisetag. Was wäre Hamburg ohne Hafenerundfahrt? Unterwegs auf einer Barkasse schnuppern wir

den Duft der grossen weiten Welt. Nach dem Mittagessen empfängt uns die traditionelle Kaffeerösterei Burg. Eine Verkostung edler Kaffeesorten ist die Krönung dieses Ausflugs. Erfüllt mit wunderbaren Erlebnissen, kehren wir nach Zürich zurück.



## Platin-Club-Spezialangebot

**VIP-Konzertreise «Elbphilharmonie» Hamburg**  
29. November bis 1. Dezember 2020

### Reiseleistungen:

- Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Luftverkehrssteuer, Flughafen- und Sicherheitsgebühren
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- Zwei Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Radisson Blu»
- Abendessen im Traditionslokal «Schifferbörse»
- Mittagssnack im Restaurant «Kajüte»
- Stadtrundfahrt Kulturstadt Hamburg
- Ausflug «Hafencity und Speicherstadt»
- Konzertkarte (Kat. 1) für das Konzert mit Juan José Mosalini im Grosse Saal der Elbphilharmonie
- Qualifizierte Reiseleitung

### Preis (pro Person im DZ):

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1295.–  
Für Nichtabonnenten: Fr. 1595.–

### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an: info@mondial-tours.ch

### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA  
6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# «Ich muss mich anpassen»

Seit dem 1. Juli führt der 32-jährige Deutsche Severin Dressen den Zürcher Zoo. Die Skepsis an seiner Person nimmt er ernst. Gleichzeitig fordert er von den Kritikern Fairness. Man solle ihn an seinen Leistungen beurteilen. *Von Thomas Renggli*

Die mächtigen Affenbrotbäume werfen lange Schatten in der Abendsonne, die gewaltigen Felsformationen wirken wie Relikte aus der Steinzeit. Dazwischen bahnen sich drei Breitmaulnashörner ihren Weg zur Wasserstelle. Zebras weiden im Gras. Wir sind nicht in Kenia, sondern in der neuen Anlage des Zoos Zürich – der Lewa-Savanne, die das Leben in der afrikanischen Wildnis dem Besucher näherbringen will. Severin Dressen blickt stolz auf das Gelände: «Es ist ein immenses Privileg, diesen Job antreten zu dürfen. Und ich habe grossen Respekt vor dem Werk meines Vorgängers Alex Rübel.»

Dressen, zweifacher Familienvater aus Aachen, wirkt auf den ersten Blick nicht wie der Direktor einer schweizerischen Institution: Zu jugendlich ist er, zu wenig formell – und einigen definitiv zu unschweizerisch. Auf die Skepsis, die ihm nach seiner Ernennung teilweise entgegenschlug, reagiert er mit Verständnis: «Es ist unmöglich, alle glücklich zu machen. Einige werden wegen meiner Nationalität nicht zufrieden sein, andere wegen Entscheidungen, die ich in den nächsten Jahrzehnten fällen werde.»

Dressen plant schon jetzt für Jahrzehnte – und wiederholt nochmals, was er schon vor einigen Tagen den Medien sagte: «Ich bin gekommen, um zu bleiben.» Er meine dies positiv, fügt er schon fast entschuldigend an: «Weil der Zoo Zürich ein fantastisches Modell ist.» Hier gebe es Projekte, die weit über seine Pensionierung hinausgehen würden. Und gleichzeitig könne auch der Zoo von einer langfristigen Zusammenarbeit profitieren: extern wie intern. So lassen sich Projekte über Jahrzehnte planen. Er spricht von der Zusammenarbeit der zoologischen Gärten in der Schweiz, aber auch von der Beteiligung an den internationalen Zuchtprogrammen: «Viele Tiere, die wir halten, sind bedroht. Und wir wollen eine Reservepopulation aufbauen.» Und 99 Prozent der Tiere im Zoo Zürich haben eine Gemeinsamkeit mit Dressen: Sie sind keine gebürtigen Schweizer.

## Gesucht wurde eine Schweizer Frau

Es ist kein Zufall, dass der neue Direktor aus 140 Mitbewerberinnen und Mitbewerbern ausgewählt wurde. Dressen besitzt einen Dokortitel in Zoologie von der Universität Oxford. Zudem bringt er Erfahrung als Tierpfleger und Kuratorassistent aus Zoos in Deutschland, Spanien und Argentinien mit. Zuletzt



«Immenses Privileg»: Zoodirektor Dressen.

war er zoologischer Leiter und stellvertretender Direktor des Zoos Wuppertal.

Trotzdem lag seine Wahl nicht auf der Hand. Das Anforderungsprofil an die neue Führungskraft richtete sich an eine Schweizer Frau um die vierzig. Dressen schmunzelt, wenn er darauf angesprochen wird: «Irgendwann stellte der Verwaltungsrat wohl fest, dass es diese Person nicht gibt.» So sei das Einzige, was er mit der gesuchten Kandidatin möglicherweise gemeinsam habe, sein langes Haar. Dressen lacht, wenn er dies erzählt. Gleichzeitig fordert er aber Fairness von seinen Kritikern: «Im Idealfall wird jedes Individuum für sich betrachtet – und in meinem Fall nicht mit 83 Millionen Deutschen über den gleichen Kamm geschoren. Ich hoffe, dass man mir eine Chance gibt und mich in ein paar Jahren nach meinen Leistungen und Qualitäten beurteilt.»

Dressen will sich nicht als Grüner bezeichnet haben. «Mein Name steht in keinem Parteibuch.» Trotzdem möchte er, dass der Zoo Zürich die Naturschutzkomponente weiter stärkt und unverändert Projekte unterstützt, mit denen man Lebensräume vor Ort schützen kann: «Wenn es uns gelingt, die Menschen mit Anlagen wie der Lewa-Savanne zu sensibilisieren und zu begeistern, wenn sie die Projekte auch finanziell unterstützen, dann kommen wir unserem Ziel näher.»

Schon im Januar zog Dressen mit seiner Ehefrau und dem zweijährigen Sohn nach Zürich – um sich einzuleben und an die neue Kultur zu gewöhnen. Im April durfte er ein freudiges Ereignis erleben: die Geburt seiner Tochter: «Sie ist ein echtes Lockdown-Kind», sagt er fröhlich. Und im Fluntern-Quartier fand er schnell Anschluss: «Wir haben hier in wenigen Wochen mehr Nachbarn kennengelernt als in

---

«Wir haben in wenigen Wochen mehr Nachbarn kennengelernt als in Wuppertal in vier Jahren.»

---

Wuppertal in vier Jahren.» Auch sonst wurde ihm der Einstieg ins neue Leben leichtgemacht. Selbst den Gang durch die Ämter empfand Dressen als inspirierend: «Zoll, Einwohnerkontrolle, Strassenverkehrsamt, Kreisbüro – das sind in der Schweiz echte Dienstleistungsbetriebe. Ich bin begeistert.»

## Kein Home-Office für Tierpfleger

Dressen besticht durch Eloquenz, Empathie und Humor. Er legt Wert darauf, dass alle mit ihm Schweizerdeutsch sprechen: «Ich bin der Fremde und muss mich anpassen.» Diese Haltung kommt bei seinen Mitarbeitern an. Egal, wo man sich im Zoo umhört, alle sind vom neuen Chef angetan. Seine deutsche Herkunft ändert daran nichts. Irgendwie ist sie für seine Branche geradezu logisch. In Deutschland werden 25 grosse Zoos betrieben. Das gehe auf die Geschichte zurück, so Dressen, und den Wunsch der Menschen, exotische Tiere zu sehen. Viele königliche Geschlechter eröffneten Zoos als Prestigeprojekte. In Wuppertal wurde der Zoo hingegen vom Volk gegründet, wie übrigens auch in Zürich.

Allein von Sympathiepunkten kann sich Severin Dressen in den kommenden Monaten und Jahren allerdings nichts kaufen. Die Pandemie hat dem Zoo Zürich arg zugesetzt. Allein in den knapp drei Monaten der Schliessung gingen dem Unternehmen fast zwölf Millionen Franken Umsatz verloren. Denn Home-Office oder Kurzarbeit gibt es für Tierpfleger keine. Auf Dressen wartet in seinem neuen Job ein grosses Stück Arbeit. Wer dem neuen Zoo-Chef aber begegnet, ist sich fast sicher, dass er dieser Anforderung gewachsen ist. Mit einer Körpergrösse von 198 Zentimetern und Schuhnummer 49 bringt er beste physische Voraussetzungen mit. ○

# «Wir bräuchten einen Bruder Klaus»

Der deutsche Unternehmer und Autor Walter Kohl empfiehlt seinem Land ein neues Wirtschaftsmodell: die ökologische Marktwirtschaft. Im Interview mit der *Weltwoche* präsentiert er seine Ideen. Eine Kandidatur für ein Amt hält sich der Sohn von Altkanzler Helmut Kohl offen. *Von Nathalie Zeindler*

Bislang hielt sich Walter Kohl, 57, mit politischen Einlassungen zurück. Nun wagt der Sohn des langjährigen deutschen Bundeskanzlers Helmut Kohl diesen Schritt mit einem Buch, das er als «Plädoyer für eine Politik von morgen» versteht.

Kohl konnte auf seine langjährige Erfahrungen als Unternehmer zurückgreifen. Geboren 1963 in Ludwigshafen am Rhein, arbeitete er nach dem Volkswirtschafts- und Geschichtsstudium in Harvard zunächst in einer amerikanischen Investment-Firma und in leitender Funktion bei mehreren deutschen Konzernen, bevor er mit seiner Frau ein Unternehmen in der Automobilindustrie gründete, das er vor zwei Jahren verkaufte.

Heute ist Kohl als Redner, Coach und Autor tätig. Er veröffentlichte Bestseller und ist Gründer der gemeinnützigen «Initiative Deutschland in Europa». Zudem ist er parteipolitisch aktiv geworden. Vor einem Jahr trat er der CDU bei, die sein Vater ein Vierteljahrhundert lang, von 1973 bis 1998, geführt hatte.

**Herr Kohl, hatten Sie Zweifel, ob eine CDU-Mitgliedschaft das Richtige für Sie sei? Nun besteht die Gefahr, dass Sie dauernd mit Ihrem Vater verglichen werden.**

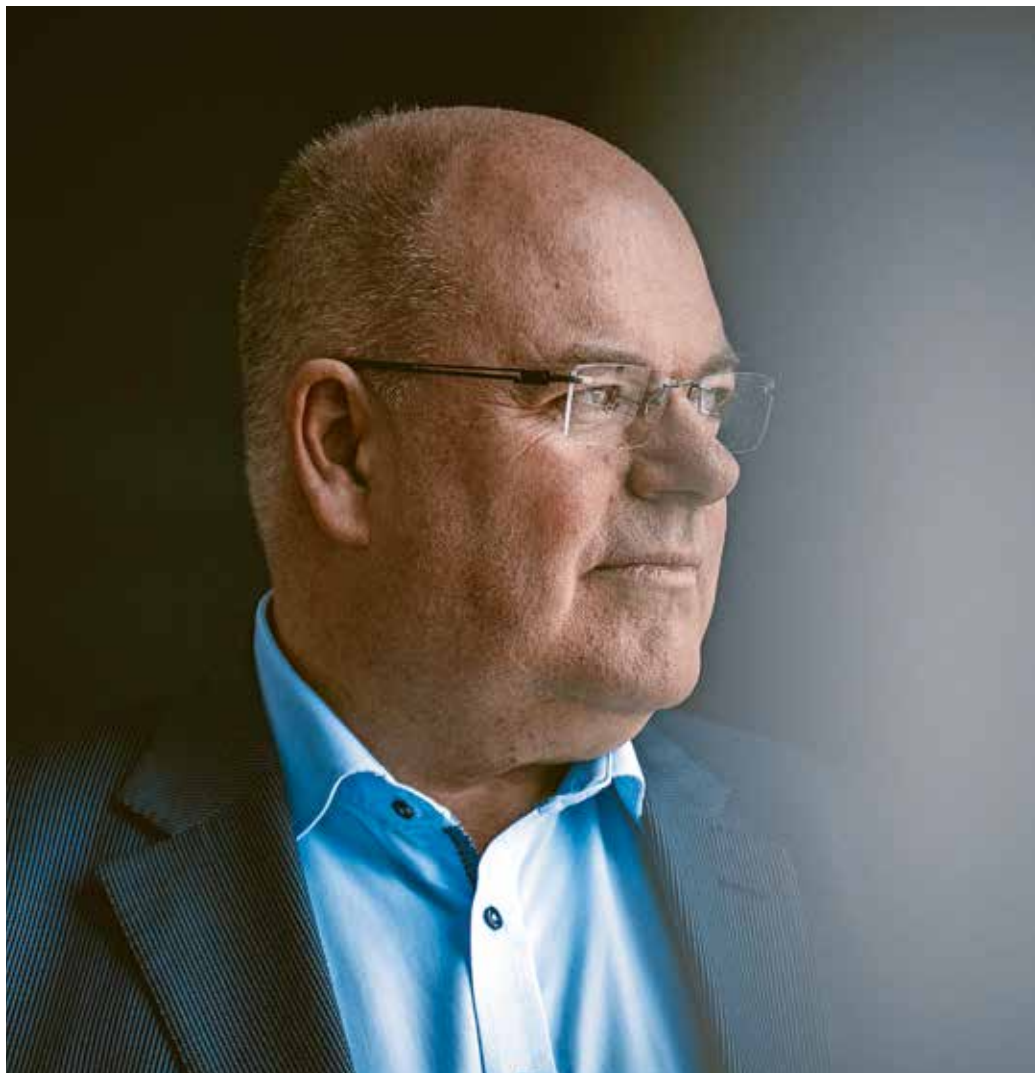
Ich glaube nicht, dass meine Herkunft wichtig sein sollte, sondern vielmehr die Frage, welchen Beitrag ich für die Zukunft unseres Landes leisten kann. Wir leben in kritischen Zeiten, die klare Analysen und insbesondere konkrete Lösungsvorschläge erfordern. Mein Hauptmotiv ist die Frage meiner Enkel in dreissig Jahren: «Opa, was hast du damals gemacht?» Deshalb habe ich das Buch «Welche Zukunft wollen wir?» geschrieben, um Lösungsansätze für eine Politik von morgen anzubieten.

**Stand auch eine andere Parteizugehörigkeit zur Diskussion?**

Nein, denn ich empfinde die CDU als meine politische Heimat. Meine Überzeugungen beinhalten eine gesunde Mischung aus Konservatismus und Liberalismus. Diese spiegeln sich in den Grundsätzen der Christdemokratie wider.

**Betrachten Sie Ihre Aktivitäten in erster Linie nicht nur politisch, sondern auch als bürgerliche Einmischung?**

Beides trifft zu. Ich wünsche mir, dass viele Bürgerinnen und Bürger aus der Mitte der Gesellschaft heraus – da, wo ich mich selbst verorte – ihre Stimme in Deutschland erhe-



«Weniger kleinstaatlich denken»: Autor und Geschäftsmann Kohl.

ben, damit wir das Land nicht den Schreihälsen und Radikalen überlassen. Aus diesem Grund habe ich auch die gemeinnützige «Initiative Deutschland in Europa» gegründet, mit dem Ziel, unsere freiheitliche Demokratie zu stärken.

**Sie haben sich auch vorgenommen, die Wähler, die von der CDU zur Alternative für Deutschland (AfD) abgewandert sind, zurückzuholen. Wie kann das gelingen?**

Wer gesellschaftliche Führung und Verantwortung übernehmen möchte, muss glaubwürdig sein. Die Umfragewerte der letzten Monate haben gezeigt, dass die CDU wieder an Bedeutung gewinnt, wenn sie – wie in der Corona-Krise – als lösungskompetent für konkrete Probleme wahrgenommen wird. Plakative Antworten greifen im Umgang mit der AfD zu kurz. Das beste Gegenmittel wäre

eine undogmatische Problemlösung bezüglich Fragen der inneren Sicherheit und Migration sowie ein aufgeklärter Patriotismus, der der Bevölkerung ermöglicht, eine geistige Heimat in Deutschland oder Europa wiederzufinden.

**In diesem Zusammenhang erwähnen Sie auch die ökologischen Herausforderungen. Ihrer Meinung nach liegt in einer innovativen Verbindung von Marktwirtschaft und Ökologie das grosse Potenzial für die Lösung unserer Probleme. Wie passt das zusammen?**

Wenn heute jemand umweltfreundlich wirtschaftet, wird er im Rechnungswesen zumeist bestraft. Wir denken zu kurzfristig und müssen endlich den Shareholder-Value-Ansatz überwinden. Diejenigen, die sich ökologisch und gesellschaftlich verantwortungsbewusst zeigen, müssen dafür auch in den



Finanzkennzahlen durch konsequentes Einspeisen von Externalitäten belohnt werden. Unser derzeitiges betriebswirtschaftliches Denken stammt aus dem letzten Jahrhundert und ignoriert Allmende-Probleme weitgehend. Ich bin ein Verfechter einer Marktwirtschaft im Sinne des CDU-Politikers Ludwig Erhard, die mit Eigenverantwortung, Unternehmertum und Freiheit einhergeht. Erhard ist es im kriegszerstörten Deutschland gelungen, die soziale Frage marktwirtschaftlich zu lösen. Heute stehen wir vor einer existenziellen ökologischen Frage, die wir nur über handfeste wirtschaftliche Anreize lösen können.

**Es dürfte aber keineswegs ausgemacht sein, dass wir mit dem grünen Wachstum sämtliche Probleme lösen.**

Ökologische Kosten sind so transparent zu machen, dass die Allgemeinheit nicht länger für den Raubbau einzelner Menschen geradestehen muss. In Spanien beispielsweise wurden die Anbaugelände während dreissig Jahren konsequent überdüngt. Jetzt findet man tote Böden vor, die keinerlei Erträge mehr bringen. Ökologie und Wirtschaft stehen nicht im Widerspruch zueinander. Der Einstieg in eine ressourcenschonendere Kreislaufwirtschaft ist wirtschaftlich sinnvoll und klimatechnisch zwingend. Wir benötigen nur einen entsprechenden regulatorischen Rahmen, der dann auch gelebt wird.

**Die deutsche Regierung will die angestrebte Klimaneutralität bis 2050 erreicht haben. Dazu braucht es umfassende Massnahmenpakete mit entsprechenden Investitionen. Wie lassen sich diese Vorhaben trotz Corona-Krise umsetzen?**

Letzten Endes kann es keine nationalen Lösungen für die grossen Herausforderungen unserer Zeit geben. Corona hat gezeigt, welche Chancen die Digitalisierung im Zusammenhang mit der Transformation der Arbeitswelt bietet. Wir müssen nicht für jedes Meeting immer ins Flugzeug steigen. Gleichzeitig werden dabei aber Defizite aufgezeigt, was die digitale Situation gerade auch in Deutschland betrifft.

**Wie stellen Sie sich das konkret vor?**

Indem neue Finanzierungsquellen erschlossen werden. Diesbezüglich habe ich einen konkreten Vorschlag erarbeitet mit meinem nachhaltigen Deutschlandfonds, der eine Mischung von Lösungen aus Norwegen, Israel und Singapur darstellt. In Deutschland liegen derzeit mehrere Billionen Euro auf Sparkonten und in Lebensversicherungen, die aufgrund der Nullzinspolitik einen drastischen Werteverfall erleben. Hier kann der Fonds eine risikoarme Alternative für Sparer anbieten, da dieser mit einer steuerfreien staatlichen 3,5-Prozent-Garantieverzinsung ausgestattet wäre, aber

privatwirtschaftlich gemanagt würde. Der Fonds könnte in Zukunftsthemen investieren, mit dem Bestreben, bis 2030 digital besser zu sein als Südkorea oder Israel.

**Weshalb ist Südkorea in digitaler Hinsicht nahezu unübertrefflich?**

Bereits vor zwanzig Jahren hat der südkoreanische Staat entschieden, die Digitalisierung in den Vordergrund zu stellen. Das Land verfügt über einen kristallklaren Mobilfunkempfang, selbst dann, wenn der Zug mit 250

---

**«Die handzahme Passivität im Umgang mit China wird handfeste Folgen haben.»**

---

km/h durch einen Tunnel fährt. Das dortige Bildungssystem fördert zudem digitale Kompetenzen der kommenden Generation viel konsequenter als bei uns.

**Sie betrachten Deutschland als digitales Entwicklungsland. Was gilt es zu verbessern?**

Wir brauchen zunächst einmal Mobilfunknetze auf Weltklasseniveau. Im vergangenen Jahr wurde die Netzqualität von 240 deutschen Gemeinden noch immer als mangelhaft eingestuft. Auch wünsche ich mir in den Universitäten digitale Pflichtfächer, unabhängig davon, ob man Physik oder Theologie studiert. Lebenslanges Lernen sollte in den Vordergrund rücken.

**Sie werfen in Ihrem Buch einen kritischen Blick auf Deutschland und andere Länder. Wie gelingt dies, ohne Panik zu schüren und in negative Gedanken zu verfallen?**

Ich meine, dass eine sachliche und distanzierte Analyse der beste Weg ist, um begründeten Optimismus zu entwickeln. Dieser kann jedoch nur aus konkreten Ideen und nicht aus dem Prinzip Hoffnung entstehen. Panikmache ist nicht meine Art. Die Entwicklung ist so dynamisch, dass wir sie entweder selber steuern oder von ihr getrieben werden. Mir liegt viel daran, an den Ursachen anzusetzen und mich nicht in Wirkungen zu verzetteln.

**Was hat Deutschland richtig gemacht?**

Wir haben noch immer einen sehr starken Mittelstand und eine Arbeitsbevölkerung mit hohem Humankapital. In vielen Industrieländern gehören deutsche Unternehmer zu den Weltmarktführern, doch in Zukunftsbranchen drohen wir den Anschluss zu verlieren. Ich bin kein Pessimist, aber die Erfolge von gestern sind keine Garantie für die Zukunft.

**Man kann demnach nicht nur von der Substanz leben. Das zeigt sich auch bei den deutschen Infrastrukturprojekten. Diese werden nur zögerlich umgesetzt, was zu Kostensteigerungen führt. Man denke an den noch fehlenden internationalen Flughafen in der Hauptstadt oder an das Verkehrs- und Städtebauprojekt «Stuttgart 21».**

Ein Blick über die Grenzen zeigt, dass das sehr wohl klappen kann. In der Schweiz wurde nach dem positiven Volksentscheid der Bau des Gotthard-Basistunnels unter schwierigsten technischen Bedingungen mit vertretbarem Budget und im Zeitplan fertiggestellt. Das Zauberwort lautet «Bürgerbeteiligung und direkte Demokratie».

**Wäre diese Vorgehensweise ein Stück weit auf Deutschland übertragbar?**

Das Schweizer Modell können wir nicht eins zu eins übernehmen, allein schon aufgrund der Grössenunterschiede beider Staaten. Anders als in Deutschland werden in der Schweiz einzelne Bauaufträge nicht zwangsläufig an den günstigsten Anbieter vergeben. Hierzulande führt die Vergabep Praxis oft zu unrealistischen Angebotspreisen, etwa beim Berliner Flughafen oder bei der Hamburger Elbphilharmonie.

**Müsste Deutschland schweizerischer werden und die Schweiz europäischer?**

Es wäre von Vorteil, wenn wir weniger kleinstaatlich denken und gemeinsam in Europa voranschreiten würden. Nigeria wird im Jahr 2050 mehr Einwohner haben als die komplette EU. Was geschieht, wenn sich China immer mehr zu einer Weltmacht entwickelt und sich die transatlantische Entfremdung auch nach US-Präsident Donald Trump nicht rückgängig machen lässt?

**Wie kann Europa kompetent darauf reagieren?**

China verfolgt eine langfristige Strategie. Die «Belt and Road Initiative» und die zunehmenden Konflikte mit den USA fordern auch von uns Europäern eine klare Positionierung. Erlauben wir das, was umgekehrt in China nicht denkbar ist, nämlich, dass gewisse kritische Infrastrukturen aufgekauft werden? Schauen wir einfach weg, wenn Hunderttausende Uiguren in Lager gesperrt werden, wenn die Autonomie Hongkongs völkerrechtswidrig aufgehoben wird? Im Bewusstsein vieler Menschen ist noch nicht angekommen, dass Europas handzahme Passivität im Umgang mit China noch handfeste Folgen haben wird.

**Streben Sie ein politisches Amt an?**

Das steht heute nicht zur Diskussion. Alles Weitere wird sich zeigen.

**Was verbindet Sie mit der Schweiz?**

Ich fühle mich mit diesem Land mehrfach verbunden. Mein Bruder und gute Freunde leben dort. Niklaus von Flüe spielt zudem eine wichtige Rolle, was meinen Glauben angeht. Von Bruder Klaus können wir nach wie vor viel übernehmen, vor allem seine Demut, seine Fähigkeit zu vermitteln und zu versöhnen. Menschen wie ihn bräuchten wir in der heutigen Zeit mehr denn je.

Walter Kohl: Welche Zukunft wollen wir? Mein Plädoyer für eine Politik von morgen. Herder, 272 S. Fr. 37.90

# Schwimmen mit dem weissen Hai

Auf Sportereignisse zu wetten ist schwierig – wenn keine Sportereignisse sind. Zum Glück gibt's die Meeresräuber. Und die Aktienbörsen.

Von Mark van Huissing

Wetten, dass Sportwetten ein grosses Geschäft sind? Vor allem für Buchmacher respektive Wettfirmen. Und zum Teil auch für Spieler. In Amerika wurden vergangenes Jahr schätzungsweise 155 Milliarden Dollar dafür eingesetzt (Quelle: Bookies.com), der grösste Teil davon für Wetten auf Fussball-Ergebnisse – gemeint ist «unser» Fussball, nebenbei erwähnt, nicht American Football, diese Sportart liegt zurück. Dazu kommen Einsätze in Europa, wo Wetten weniger beliebt ist, und, wichtiger, Asien; Chinesen oder Malaien beispielsweise lieben es, Resultate von Spielen der englischen Premier League vorauszusagen. Und das sind erst die erlaubten Wetten, vielerorts sind bestimmte Spielarten verboten.

Doch zurzeit lahmt das *betting business*: Wegen der Pandemie finden respektive fanden viele Sportereignisse nicht statt. Und wenn Spiele ausfallen, kann nicht darauf gewettet werden. Man muss kein Spielsüchtiger sein wie der von Adam Sandler gespielte Howard Ratner im sehenswerten Netflix-Film «Uncut Gems» («Der schwarze Diamant»), um Entzugserscheinungen zu spüren in spiel- sowie spasslosen und folglich wettenarmen Zeiten. Weshalb Wettunternehmen kreativ werden und auf Ersatzdisziplinen setzen.

## «Miss Costa», 757 Kilogramm schwer

Eines der originellsten Angebote im Augenblick ist das «Shark Betting» auf der Online-Wettplattform Mybookie.ag. Dabei geht es darum, die Tausende Kilometer langen Migrationsrouten von zwölf weissen Haien – darunter der 4,7 Meter lange und 942 Kilogramm schwere «Unama'ki» oder das Haiweibchen «Miss Costa», 757 Kilogramm schwer und 3,8 Meter lang – zu erraten. Wie die verschlungenen Wege der Meeresräuber nachverfolgt werden können? Mittels des «Shark Trackers» auf der Website von Ocearch, einem nicht gewinnorientierten Forschungsunternehmen, dessen Mitarbeiter unter anderem Haien Mikrochips einpflanzen, um ihr Verhalten beobachten zu können.

Die Forscher fanden es unwürdig, dass die «evolutionären Wunderwesen» – Haie gibt es seit mehreren hundert Millionen Jahren, und sie haben sich in dieser Zeit kaum verändert – als Sportwettenobjekte missbraucht werden.

Zudem habe niemand von Mybookie um Erlaubnis gefragt, ihre Daten verwenden zu dürfen, sagte ein Ocearch-Mitarbeiter einem Journalisten der *New York Times*. Weshalb Ocearch dem Wettbüro die Daten nicht länger überlässt und dieses das Auf-Haie-Wetten auf Eis gelegt hat.

So weit, so amüsant, wenn auch irrelevant, nicht wahr? Ob man darauf wetten sollte? Besser nicht, finden zahlreiche Beobachter der welt-



Wetten auf die verschlungenen Wege der Meeresräuber.

weiten Wertpapiermärkte. Ihre Hypothese geht so: Das Geld, mit dem mehrheitlich junge Männer zurzeit nicht auf Sportanlässe oder, meinerwegen, Hai-Wanderwege wetten können, fliesst in amerikanische Aktien. Was in einem nicht zu unterschätzenden Ausmass Treiber der gegenwärtigen Börsenhausse sei; wichtige Indizes haben in den vergangenen paar Wochen 20 bis 30 Prozent dazugewonnen.

Schlechtestes Beispiel für steigende Kurse – eine Entwicklung, die lehrbuchgemäss augenblicklich nicht stattfinden sollte, da pandemiebedingt mit Rezession und sinkenden Unternehmensgewinnen gerechnet werden muss – sind die Beteiligungspapiere der Leihwagenfirma Hertz. Diese bewegen sich wild auf und ab, verdoppeln oder halbieren ihren Kurs schon mal an einem Handelstag. Und das, obwohl das Unternehmen Gläubigerschutz beantragt hat, also kurz vor der Pleite steht. Was bedeutet, dass die Aktien in wenigen Wochen oder höchstens Monaten wertlos sein sollen.

Fast so überraschend wie diese Entwicklung ist, wer alles die Sportwettengeld-pusht-Aktienkurse-Theorie unterschreibt. Paul Krugman zum Beispiel. Klar, der ist ein links-

liberaler und also streng über bestimmte Marktkräfte urteilender Ökonom. Aber er ist eben auch – Ökonom. Und erst noch ein aussergewöhnlicher, mit dem Wirtschaftswissenschaften-Nobelpreis von 2008 für seine Analyse von Handelsstrukturen und Standorten ökonomischer Aktivität ausgezeichnet immerhin. Er schrieb vor kurzem in seiner Kolumne in der NYT über den «Marktwahnsinn während der Pandemie» und beantwortete die von ihm gestellte Frage, weshalb Anleger Mist kauften, so: Es handle sich dabei um *retail bros* (Kleinanleger-Brüder) mit ihren Träumen vom schnellen Geld. *Retail bros*, die normalerweise ihre Kohle mit Sportwetten verlieren würden.

## 169 Milliarden – am Tag

Krugman, den ich einmal befragt habe für diese Zeitschrift, hat nicht bloss einen Nobelpreis, er ist auch «ideologisch farbenblind» (*Newsweek*). Mit anderen Worten: Die Börse ist böse. Dass die Hausse, die im Augenblick stattfindet, wahrscheinlich auch

eine Flucht in Sachwerte ist – Anleger, die Aktien, also Firmenanteile, kaufen, wollen ihr Geld so vor künftig zu erwartender Inflation wegen der riesigen Geldschöpfung der Notenbanken schützen –, kann man ausblenden als Linksliberaler (mit oder ohne Nobelpreis). Schwieriger erklärbar dagegen ist, wie man als Ökonom Fakten ignoriert, auch wenn diese die eigene Sicht auf die Dinge erschweren. Wie zum Beispiel die Grössenordnung von Sportwetten, gemessen an den Investitionen an der New York Stock Exchange. In Amerika werden im Jahr, wie geschrieben, 155 Milliarden Dollar für Sportwetten ausgegeben; an der Börse an der Wall Street fließen dagegen 169 Milliarden Dollar in Wertpapiere – am Tag. Und diese Zahl ist von 2013, eine neuere konnte ich nicht finden, heute ist es ziemlich sicher noch mehr. An einem Arbeitstag wird in New York also mehr Geld in Aktien gesteckt als in Sportwetten im ganzen Land in einem Jahr.

Worüber Krugman noch nicht geschrieben hat: über die Migrationswege von Haien. Das wäre doch auch eine Kolumnenidee. Und für eine solche, darauf wette ich, bekommt er mindestens 2500 Dollar vom Verlag, nicht vom Buchmacher. ○

# Die andere Sicht

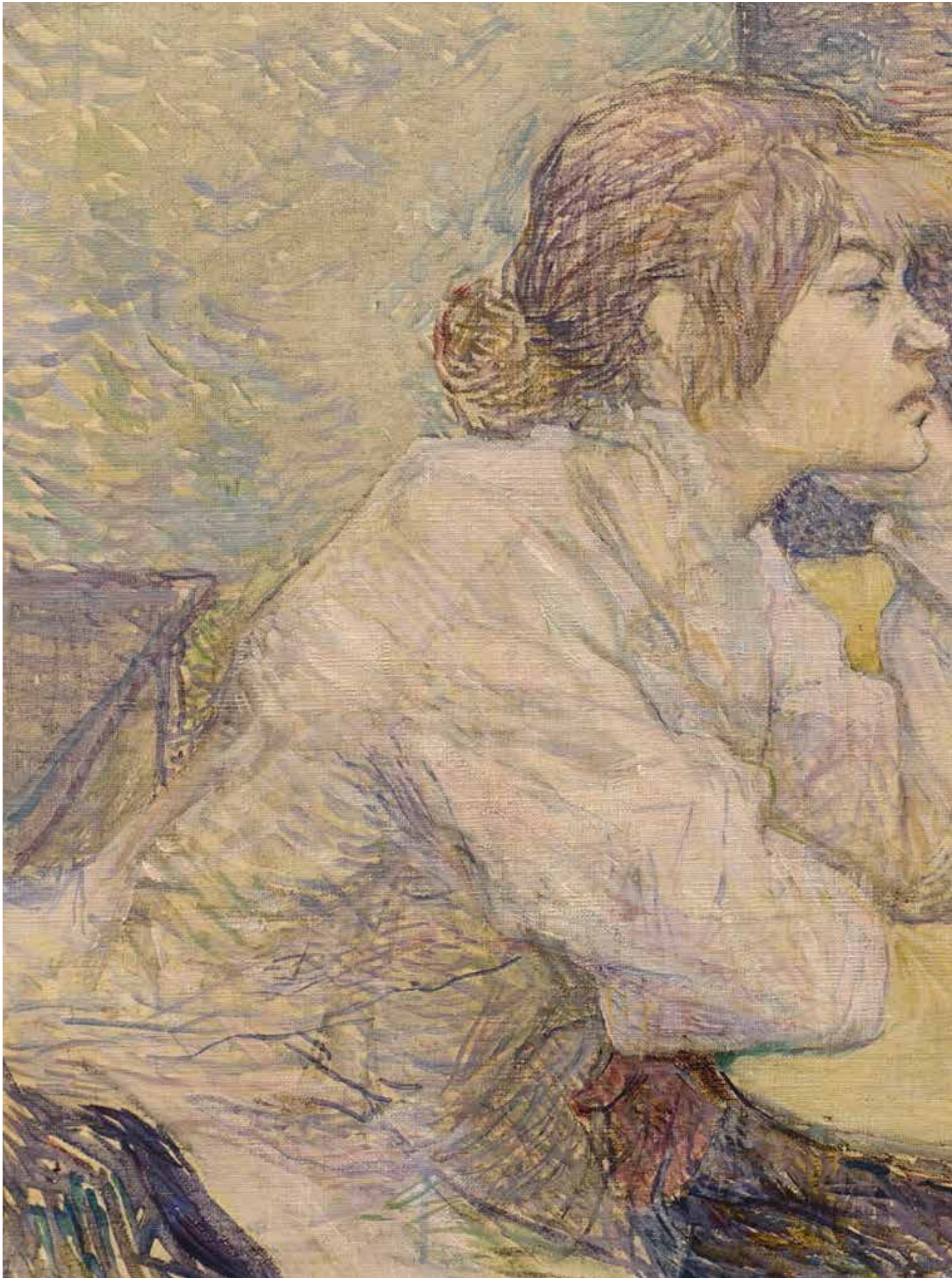
Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



**Probeabo:**  
8 Ausgaben nur Fr. 38.–  
Telefon 043 444 57 01  
kundenservice@weltwoche.ch





*Als die letzte Farbe vom Bild ihrer Liebe bröckelte: «Gueule de bois» von Henri de Toulouse-Lautrec, um 1888.*



## Ikone der Woche

# Schatten der grünen Fee

Von Michael Bahnerth

Es ist ein seltsames Tal. Als ob es sich geweigert hätte, zu sein wie alle andern. Als einziges Juratal des Kantons Neuenburg liegt das Val de Travers quer. Es war einst vor 150 Jahren ein bedeutendes Tal, das fern seiner Felder Leben berauschte und Leben zerstöre. Die Gabe dieses Quergeistes unter den Tälern an die Welt war die «fée verte», der Absinth, ein Getränk aus Wermut, Anis, Fenchel, ein paar Kräutern und hochprozentigem Alkohol.

Eine ganze Künstlergeneration torkelte im Absinthrausch durch die Gassen und Bars jenes Paris, an dessen Horizont bald das Fin de Siècle wie eine viel zu heisse Sonne aufgehen würde, die all die Daseinszustände der Zeit bescheinen und verschatten, erhitzen und verbrennen würde; die Hoffnung auf das Neue, die Angst davor, der Weltschmerz, die Frivolität.

Der Absinth in ihrem Blut liess sie grösser und dekadenter lieben, leben und leiden, als sie selbst es waren. Absinth war der Fluss, der sie auf ihre Seelen zuschwimmen liess und in ihnen ertrinken. Ihre Lieben waren wie der Absinth selbst; grossartig für ein paar Momente, die länger schienen, als Zeit es je sein kann, tödlicher, als es Zeit je sein kann.

Vielleicht die grösste unglückliche, delirisch vom Absinth umbrandete Liebe jener Tage der Bohème war die zwischen Henri de Toulouse-Lautrec (1864–1901), dem Baron, und Suzanne Valadon (1865–1938), dem Aschenputtel, das einst sein Modell war. Zwei Jahre lang waren sie trunken vom Absinth und betrunken von der Liebe. Er, der nur anderthalb Meter gross war, galt als der Zwerg von Montmartre und der Freund aller Prostituierten, sie als Kobold und Freundin all jener Männer, die tranken, malten und in ihr die Rettung vor sich selber sahen.

Sie schienen unrettbar ineinander verloren, und es gab kein anderes Paradies als das gemeinsame. Dann wollte Suzanne heiraten, Henri hielt das für eine Schnapsidee, aber vielleicht war er auch zu klein dafür. Und so drang, Schluck für Schluck, das Sterben in ihre Liebe. Suzanne drohte sich umzubringen und begann, alleine zu trinken. Henri trank mit anderen Frauen. Er malte sie ein letztes Mal, wie sie verlassen an einem Tisch sitzt, mit einem Blick, der nur noch nach innen sieht, ein Glas vor sich, eine halbleere Flasche als Aussicht. Fin de la vie. Kurz darauf inszenierte sie einen fingierten Selbstmord. Das war der Moment, als die letzte Farbe vom Bild ihrer Liebe bröckelte. Henri trank weiter und starb daran. Suzanne verliess Paris und wurde Malerin.



«Sind menschliche Gesellschaften fähig, eine gute politische Ordnung einzurichten?»: Geschichtsforscherin Lepore.

## Rassismus

# Geister der amerikanischen Geschichte

Das Mammutwerk «Diese Wahrheiten» der Historikerin Jill Lepore über die Geschichte der USA ist aktueller denn je.

Von Wolfram Knorr

Ich hörte», sagte Walt Whitman, Amerikas erster Dichter, «ihr wollt die Neue Welt erklärt haben, Amerika und seine athletische Demokratie?», und gab gleich selbst die Antwort: «Ich schick euch meine Gedichte, damit ihr in ihnen findet, wonach ihr verlangt.» Verlangt wurden Freiheit, Freude, Frömmigkeit und Kraft! Whitmans Schlachtruf war, bei allem kraftstrotzenden Optimismus, mehr aus den Mythen geschöpft als aus der Wahrheit. Denn in Wirklichkeit waren schon die Gründerväter der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776 uneins über die Frage, wodurch eigentlich alle Menschen «gleich und unabhängig geschaffen» seien und woraus «natürliche und unveräußerliche Rechte» bestünden. Für wen sollten «diese Wahrheiten» gelten? Für Frauen und Indianer auf keinen Fall – und für Schwarze, die Sklaven? Die Vertreter der Südstaaten machten sich sofort über die Textpassa-

gen her, die ein Verbot der Sklaverei nahelegen könnten. Um die Bildung der Nation nicht zu gefährden, wurden die Passagen gestrichen. Diese weichgespülte «Gleichheit» hält die US-Historikerin Jill Lepore in ihrem historischen Hochleistungswerk «Diese Wahrheiten – Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika» für die Ursünde der Vereinigten Staaten.

### Ideologie der Rasse

Ganz profane Eigeninteressen waren der Grund. Thomas Jefferson, Benjamin Franklin, George Washington besaßen alle Sklaven. Washington, der erste Präsident, hatte 300 auf seinen Tabakplantagen in Virginia, und für ein neues Gebiss als Ersatz für seine miserablen Zähne musste ein Schwarzer seine auf rabiate Weise hergeben. Im Grunde war man sich, wie James Jackson, Delegierter des Bundesstaates Georgia, darüber einig, den Schwarzen nicht

die Freiheit zu geben: «Die weiße Rasse würde ausgelöscht, und das amerikanische Volk würde nur noch aus Mulatten bestehen.» Eine Einstellung, die an Aktualität nicht verloren hat. Die Rechtfertigung, die Herrschaften der damaligen Epoche seien eben Produkte ihres moralischen, religiösen, gesellschaftlichen und in-

---

Ihr Blick richtet sich auf die Ursünde: die Diskriminierung von Minderheiten.

---

tellektuellen Entwicklungsstands gewesen, stimmt nur bedingt. Washington, Jefferson und andere waren sich der Fragwürdigkeit der Sklaverei sehr wohl bewusst, hatten aber nicht den Mut, sich von den Privilegien, die die Sklaverei ihnen ermöglichte, zu trennen. So projizierte Thomas Jefferson in einem Entwurf zur

Unabhängigkeit die Schuld auf den britischen König Georg III., mit der Versklavung von Afrikanern den «grausamen Krieg gegen die menschliche Natur selbst» geführt zu haben. Der Kongress strich den Entwurf eilig aus dem Gründungsdokument. Aus England spottete Samuel Johnson über das Freiheitsbegehren der Amerikaner: «Warum hören wir die lautesten Schreie nach Freiheit ausgerechnet aus den Reihen der Antreiber der Schwarzen?»

Jill Lepore schildert detailreich und mit grosser Anschaulichkeit die Entwicklung dieser Wahrheitssuche, die bei allen Rassismusüberwindungs-Versuchen immer wieder an der Wirklichkeit scheitert. Das Unheil, so Lepore, begann mit einem «überproportional afrikanischen» Amerika. England stieg zwar spät in den Sklavenhandel ein, dominierte ihn aber bald. Zwischen 1600 und 1800 wanderten eine Million Europäer aus, und dieser Zahl standen zweieinhalb Millionen Afrikaner gegenüber, die gewaltsam auf den Neuen Kontinent gebracht wurden. Die Kolonisten schufen daraufhin Gesetze, um Weisse von Schwarzen zu trennen und die Schwarzen als Arbeitskraft zu rechtfertigen. Zugleich aber kollidierte diese Haltung mit ihrer Freiheitsidee. Um das Geschäftsmodell der Sklaverei nicht zu gefährden, führten sie den Begriff «Fremder» ein, also Ausländer, die sich verkaufen lassen; eine Entwicklung, die Lepore zu den «beunruhigenderen Ironien der amerikanischen Geschichte» zählt. Als auch das heftige Kritik auslöste, kam eine neue Rechtfertigung der Sklaverei ins Spiel: die Ideologie der Rasse. «Es sollte lange dauern, bis sie voll ausgewachsen war, und noch länger, bis sie sich wieder zurückbildete» (Lepore).

1860, mit der Wahl Abraham Lincolns zum Präsidenten, schien die fromme Lüge im Umgang mit den Minderheiten ein Ende zu finden. Lincoln machte Ernst mit der «Gleichheit» – oder wollte es, da erklärten sogleich sieben Südstaaten die Auflösung der Union. Im Februar 1861 bildeten sich die Konföderierten Staaten mit Jefferson Davis als ihrem Präsidenten, und am 4. März wurde Lincoln ins Amt eingeführt. «Die reichsten Plantagenbesitzer waren die eifrigsten Anhänger der Sezession; den geringsten Eifer zeigte dagegen die grosse Mehrheit der weissen männlichen Wähler: arme Männer, die keine Sklaven besaßen. Die wirksamste Methode, diese Männer zur Unterstützung der Sezession zu bewegen, war das Argument, auch wenn sie selbst keine Sklaven besaßen, ermögliche ihnen die Institution der Sklaverei ein besseres Leben, weil ihnen dadurch die niedrigsten Arbeiten erspart blieben» (Lepore).

#### «Ich will keine Negerregierung»

Waren sie wehrtüchtig, blieb den Sklaven die Teilnahme am Bürgerkrieg, einem völlig neuen Vernichtungskrieg mit «nicht aufzuhaltenden Maschinen» und grösstem Elend, nicht erspart. Vier Jahre dauerte das Gemetzel, am 9. April

1865 kapitulierte Robert E. Lee, Oberbefehlshaber der Konföderation, vor General Ulysses Grant, Oberbefehlshaber der Union. Jill Lepore widmet dem grausamsten Gemetzel auf amerikanischem Boden mit 800 000 Gefallenen irritierend wenig Raum. Immerhin ist der Krieg die Ursache eines bis in die Gegenwart nicht verarbeiteten Traumas. Das Attentat auf Lincoln, nur drei Tage nach der Kapitulation, beflügelte den Mythos vom Befreier der Sklaven; dabei wollte Lincoln damit nur den Nerv der Baumwollbarone treffen.

Und so richtet sich das Augenmerk der Historikerin mit Unerbittlichkeit auf die Ursünde, die der Bürgerkrieg erst richtig zum Blühen brachte: die Diskriminierung von Minderheiten, Rassismus. Ihre Historie sei in erster Linie eine politische Geschichte, und zu der gehöre eben die Wahrheit, auf der die Nation gegründet wurde, das ewige Auf und Ab von Fortschritt und Rückschlag, Hoffnung und Enttäuschung im Ringen um die Wahrheiten. So übergab Lincolns Nachfolger Andrew Johnson wieder den Südstaaten die Entscheidung über die Bürgerrechte, nur um sie rasch in die Union zurückzuholen; und das bedeutete, die Rassentrennung fortzuschreiben. Die Black Codes, die zwischen Weiss und Schwarz unterschieden, galten weit über hundert Jahre.

Das Einwandererland, das angeblich so stolz auf die Völker war, die es auf seinen Riesenkontinent zog, stritt, je mehr die Union zu verschmelzen begann, desto heftiger um die Frage, wer denn nun das Recht habe, Staatsbürger zu sein und zu werden – vor allem, wenn sie mit Überfremdungsängsten verknüpft war. Weil in den 1860er Jahren die chinesische Bevölkerung am schnellsten wuchs, kam es zu heftigem Streit über den chinesischen Nachwuchs, der in den USA geboren wurde: Standen ihm die gleichen Rechte zu wie europäischen Sprösslingen? Ein demokratischer Senator aus Kentucky tobte: «Ich will keine Negerregierung; ich will keine mongolische Regierung; ich will die Regierung des weissen Mannes, die unsere Vorfäter gründeten.» Das war der Grundtenor, der das amerikanische Selbstverständnis immer wieder durch alle wechselnden Polit-Zeiten begleiten sollte und auch die indigenen Völker betraf, die sukzessive aus ihren Gebieten vertrieben wurden. Eisenbahngesellschaften und Farmer enteigneten und vertrieben sie, und 1882 verabschiedete der Kongress zum ersten Mal ein Gesetz, das die Einreise chinesischer Einwanderer verbot.

Mit dem Philippinisch-Amerikanischen Krieg 1899 verschlechterten sich die Lebensbedingungen aller Farbigen wieder rapide. «Wenn es nötig ist, wird jeder Neger im Staat gelyncht werden», dröhnte 1903 der Gouverneur von Mississippi. Auch im Rest der Vereinigten Staaten sorgte man mit den Jim-Crow-Gesetzen für eine rabiate Trennung in den Schulen, Restaurants, Wohngebieten. Gerichte beriefen sich da-

bei nicht auf den 14. Zusatzartikel (gleicher Schutz auch für Schwarze), sondern auf eine «Liberty of contract»-Garantie, auf die Freiheit von Unternehmen zu diskriminieren! Auch Franklin D. Roosevelt, der 1933 ins Amt kam, vermochte den New Deal nur mit der Rassentrennung in die Wege zu leiten. «New-Deal-Programme», schreibt Lepore, «folgten meist dem Grundsatz der Rassentrennung, und Roosevelt unternahm nichts gegen die Praxis der Lynchmorde. Nach 23 Lynchmorden im Jahre 1933 wurde im Kongress ein Gesetz gegen das Lynchen eingebracht.» Doch aus dem Gesetz wurde nichts. Einem führenden schwarzen Vertreter der National Association for the Advancement of Colored People (NAACP) erklärte Roosevelt: «Wenn ich mich jetzt für das Anti-Lynch-Gesetz starkmache, werden sie [die Südstaatler] jedes Gesetz blockieren, das ich dem Kongress zur Verabschiedung vorlege, um Amerika vor dem Zusammenbruch zu retten.»

#### Kurze Hoffnung durch Obama

Zugleich hat Roosevelt dem Land zu Stabilität verholfen und es erfolgreich durch den Zweiten Weltkrieg geführt. Doch, wie so häufig in der Geschichte des Landes, wetterleuchtete es neben der hartnäckig praktizierten Rassentrennung schon wieder – durch das Komitee für unamerikanische Umtriebe, jene Hatz auf Linksextreme, die durch Senator Joseph McCarthy ihren unrühmlichen Namen «McCarthy-Ära» erhielt. «Der McCarthyismus war keine Nebenströmung: Er war Teil einer anschwellenden Flut des amerikanischen Konservatismus» (Lepore). Erst Lyndon B. Johnson, der eine Great Society anstrebte und dessen innenpolitische Reformprogramme bis heute unterschätzt werden, machte mit der Rassentrennung Schluss, um zugleich, mit Vietnam und der Hartnäckigkeit des Südens, an den Zerwürfnissen der Parteien und ihren Winkelzügen zu scheitern. Durch den Aufstieg der Antikriegsbewegung, durch Rassenunruhen und rechtsgerichtete Kräfte scheiterte Johnsons Liberalismus. Erst wieder durch Barack Obama, den ersten schwarzen Präsidenten, flackerte Hoffnung auf.

Doch die wurde rasch wieder gelöscht. «Als Trump sein Amt antrat», heisst es gegen Ende in Jill Lepores Kraftakt, «stritten die Amerikaner um Einwanderung und Waffen, Sex und Religion. Sie stritten auch um Statuten und Denkmäler, Gedenkschriften und Namen. Die Geister der amerikanischen Geschichte raselten mit ihren Ketten.»



Jill Lepore: Diese Wahrheiten – Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. C. H. Beck. 1120 S., Fr. 53.90

# Stimmwunder aus Genf

Benjamin Bernheim wird auf den grossen Bühnen als neuer Traumtenor gefeiert. Übertreffend ist er vor allem im französischen Repertoire.

Von Manuel Brug

Der Name ist CD-Programm. Bernheim. Benjamin. Der Tenor, 35 Jahre alt, der in Genf aufgewachsen ist, soll die neue Vokalhoffnung der Deutschen Grammophon werden. Das Debütalbum – mit dem Bernheim dem Vernehmen nach selbst auch nicht glücklich ist – wirkt indes nicht besonders inspiriert. Auf der Hülle ist er als netter Kerl von nebenan in nüchterner Schwarz-Weiss-Optik abgebildet. Die Repertoirewahl orientiert sich an dem, was er gerade bei seiner Tour durch die grossen Theater quer durch Europa und bis nach Amerika so singt. Ein wenig Italienisch, ein wenig Französisch, als russisches Gusto-Stück den Lenski Tschaikowskys, mit dem er vor Jahren als gänzlich Unbekannter an der Deutschen Oper Berlin verzauberte. Übliche Nummern also für einen jungen, höhenstark-lyrischen Tenor.

Immerhin fährt der ehrgeizige, auch die Social Media kräftig, aber sehr professionell distanziert bedienende Bernheim auf dieser Platte zweigleisig, mit dem Berlioz- und Gounod-Faust, Massenets Werther und Des Grieux, andererseits Donizettis Nemorino und dem noch etwas zu schwere Edgardo aus «Lucia di Lammermoor», mit Puccinis Rodolfo, Verdis Duca und Alfredo sowie dem «Luisa Miller»-Rodolfo. Zu den Lollipops kommt für den Raritätensammler noch ein Ausschnitt aus Benjamin Godards «Dante» hinzu. So weit, so schön. Aber hier ist er mit nicht sehr spezifischem Timbre und schon metallischer Höhe zu erleben. Geschmacksneutral auch die Begleitung von Emmanuel Villaume und seiner Prager Philharmonie. Da wäre mehr drin!

## Langsame Eroberung

Die CD kommt zur rechten Zeit. Denn jetzt geht es für Benjamin Bernheim, der gern auf Deutsch angesprochen wird, die Sprache zwar versteht, aber nicht spricht (auch wenn er kürzlich seine ersten und letzten Taminos in Dresden und Wien gesungen hat), auf den grossen Bühnen richtig los. Das Publikum beginnt sich an ihn zu erinnern. London, die Scala, München, Berlin, Paris, alles dabei. Leider aber meist im italienischen Fach, Verdi, Puccini, denn wie er selbst sagt: «Es ist schwer, an französische Rollen zu kommen, dieses Repertoire wird viel seltener gepflegt. Aber jetzt erobere ich so langsam meinen Platz auch an diesem Tisch.»

Benjamin Bernheim – die Grossmama ist passionierte Operngängerin, die man weltweit

antrifft, und sehr stolz auf den Enkel – wuchs im Zürcher Ensemble der Pereira-Jahre langsam heran, durfte sich bei dem Intendanten auch in Salzburg in kleineren Rollen profilieren. Seit knapp zwei Jahren startet er jetzt international durch, am Montag, 6. Juli, kehrt er als einer der ersten Livesänger nach Zürich für einen Liederabend zurück – das dürfen dort nur die ganz Grossen. «Diese lange Reifezeit, das war auch richtig so», reflektiert er. «Ich

*Voilà un artiste! Und nicht nur die französischen Medien sind des Lobes voll.*

konnte ganz aus der Nähe in Zürich erleben, unter wie viel Druck die Stars stehen, auch ich habe mich aber ständig angepasst und versucht, besser zu werden. Die Bühne war mein optimaler Lehrmeister, Kaufmann, Grigolo, Flórez habe ich in Zürich erlebt, das war eine reiche Trainingszeit für meine Ohren. Ich habe



Traumschöne Phrasierung: Sänger Bernheim.

aber auch sehr um meinen Moment kämpfen müssen, trotzdem. Es war gutes Timing in Zürich. Jetzt bin ich an den grossen Häusern, erlebe selbst den Stress, das viele Reisen, oft wenig Proben. Trotzdem muss ich immer perfekt vorbereitet sein, um meine Karriere zu entwickeln.»

## Grossvater war Rolex-Verwaltungsrat

Inzwischen hat Benjamin Bernheim mehrmals die Agenturen gewechselt, er ist kein Einfacher, hinterfragt vieles: «Seit ich 25 bin, wollte ich wirklich in diesen Beruf. Man muss ruhig und stabil bleiben, auch Kaufmann und Bezala hatten diese lange Inkubationszeit, um dann sicher zu ernten.» Und es schadet sicher nix, dass sein Grossvater im Verwaltungsrat der Firma Rolex sass, bei der er inzwischen auch als Nachwuchstenor neben Weltstars wie Cecilia Bartoli und Plácido Domingo als Marken-Testimonial fungiert.

Im französischen Fach ist Bernheim wirklich formidabel, im italienischen einer von mehreren Guten, der sich zudem – bei Giuseppe Verdis «Traviata» in Berlin oder Paris, kürzlich auch in «La Bohème» – um die Spitzentöne mogelt. Im französischen Repertoire, mit gedeckelter Technik und Mischstimme, ohne Drücken, da hat er sie freilich mühelos. Wie unlängst in Bordeaux und in Paris in Jules Massenets sensitiv-sinnlicher «Manon» zu erfahren war.

Dabei war die Konkurrenz just in diesem Premierenaugenblick gross: In Zürich stand Piotr Bezala in einer «Manon»-Premiere auf der Bühne, und im Pariser Théâtre des Champs-Élysées sang gleichzeitig Juan Diego Flórez erstmals konzertant die Partie des Chevalier Des Grieux. Und im klassizistisch-eleganten, blaugoldenen Grand Théâtre von Bordeaux war nun eben Benjamin Bernheim als Novize in doppelter Hinsicht zu erleben: als Massenets schwärmerischer Student, der sich in die junge, aber leider verführerische Manon verliebt und verliert, bis schliesslich alles perdu ist: Geld, Manon und er selbst; und als souveräner Eroberer eben einer der zentralen Rollen des französischen Repertoires, mit Bedacht, aber vokaler wie darstellerischer Souveränität.

In Bordeaux wirkte dieser zu Anfang als epische Ausrutscher Immanuel Kant zitierende Des Grieux Benjamin Bernheims in seinem grauen Anzug zunächst aufrichtig unbeholfen. Trotzdem präzise und genau war aber seine Diktion, er phrasierte traumschön, hatte





*Der Tenor-Tiger sprang aus dem Tank:* in der Opéra Bastille in Paris.

Kraft, sang herrlich auf dem Atem. Bernheim gelang so ein rares Kunststück: Er interpretierte die kräftezehrende Partie einerseits mit einer ätherisch leichten, typisch französischen Art, also mit hohen Kopfstimmenanteilen. Doch er konnte seinen perfekt durchgebildeten Tenor auch in italienischer Manier strecken, mit vor Leidenschaft berstenden, körperlich geerdeten und doch hochfliegend sicheren wie freien Spitzentönen. Da machte sich dann Temperament los, der Tenor-Tiger sprang aus dem Tank. Wunderfein anzuhören, zumal Bernheim sorgfältig jedes Wort abwog, mustergültig den Text gestaltete, in den Musikfluss brachte.

Voilà un artiste! Und nicht nur die französischen Medien waren und sind des Lobes voll. Was gut passte, kam doch gleichzeitig bei dem Entdeckerlabel Palazzetto Bru Zane Bernheims hinreissender Gounod-«Faust» in der Urfassung mit gesprochenen Dialogen heraus,

den der Tenor mit perfekt verblendeter voix mixte im Sommer 2018 unter Christophe Rousset und seinen Talens Lyriques in Paris konzertant gesungen hat. Und dabei war er «nur» Einspringer gewesen.

Endlich also ein französischer Nachfolger für den längst schon in den Herbst seines Tenorlebens eingetretenen Roberto Alagna. Kleiner Schönheitsfehler: Der 56-jährige Alagna ist italienischstämmig, und Bernheim ist zwar Franzose, wurde aber in Genf, Lausanne und Zürich ausgebildet und naturalisiert. Ausserdem: Bernheim ist auf der Bühne kein natürlicher charmer, auch eher verhalten im Spiel. Er muss sich sein Publikum wirklich erobern. Seltsam, dass gerade ihn manche Medien als den prototypischen Tenor der Gegenwart auszurufen versuchen.

Wie geht es mit Benjamin Bernheim weiter? Da sind noch die Rodolfos, Ducas und Alfredos, mit denen er gegenwärtig auf dem grossen

Opernparcours spazieren geht. Marc Minkowski, der ihm sehr gewogen ist, hat ihn als Offenbachs «Périchole»-Piquillo herausgestellt. Im französischen Fach interessieren ihn durchaus auch Raritäten, denn auf diesem Feld ist dieser Tenor wirklich überragend. Man kann sich also jetzt schon auf Roméo, Werther oder Hoffmann à la Bernheim freuen. Auf Roméo übrigens bereits für die nächste Spielzeit an der New Yorker Metropolitan Opera. Und auch dort wird dieser sehr genaue, analytische, doch natürliche Künstler zu begeistern wissen. Dann, wenn der globale Opern-Lockdown beendet sein wird.

Liederabend Sabine Devielhe & Benjamin Bernheim: Opernhaus Zürich, 6. Juli.

# Warum bist du nicht einfach gegangen?

Jede dritte Frau erlebt häusliche Gewalt. So auch ich.  
«Selber schuld!», musste ich hören und kehrte zu ihm zurück.  
Wieder und wieder. *Von Antje Joel*

**D**reissig Jahre ist es her, dass ich vor einem Mann die Treppen eines Miethauses herunterfloh, auf die Strasse und immer weiter. Planlos, ziellos. Die Wohnung, aus der ich floh, war meine. Der Mann, der mich in die Flucht schlug, der mich – wieder einmal – um mein Leben fürchten liess, war meiner. Wir waren, mit Unterbrechungen, zu diesem Zeitpunkt fünf Jahre ein Paar. Wir hatten zwei Söhne, damals drei und anderthalb Jahre alt. Es war unser letzter Abend. Es war der Abend, an dem ich endgültig ging.

«Warum bist du nicht einfach gegangen?» Diese Frage ist, in gefühlten 99 Prozent der Fälle, noch heute der erste Vorwurf, den mir mein Gegenüber macht. Es brauchte Jahrzehnte, bis ich darauf eine Antwort hatte: «Ich bin doch gegangen. Ich bin hier.» Aber das zählt für mein Gegenüber nicht. Was zählt, ist, dass ich mal eine Weile nicht gegangen bin. Oder dass ich gegangen bin, «nur um wieder zu dem Kerl zurückzukehren». Dieses Eine-Weile-Nichtgehen, Wieder-Zurückgehen ist es, was mich in ihren Augen ausmacht. Noch nach dreissig Jahren.

## Braucht es zwei zum Tango-Tanzen?

Fragt noch mal einer, warum Frauen nicht oder nur zögerlich über die Gewalt, die sie erfahren (haben), sprechen? Darum! Solche und all die ähnlichen Fragen und Sätze sind auch eine Art, den Frauen übers Maul zu fahren. Sie an der Gewalt schuldig zu sprechen. Sie klein-zuhalten. Auch dann noch, wenn sie sich lange schon erhoben und, innerlich, endlich, wieder ein bisschen gross gemacht haben. Und angesichts der Regelmässig- und Selbstverständlichkeit, mit der das passiert, kann ich nicht länger an blosser Gedankenlosigkeit glauben.

Warum bin ich nicht einfach gegangen? Ich hatte gute Gründe. Die besten. Ich hatte mir diese Gründe nicht selber ausgedacht. Ich bekam sie, die meisten von ihnen, serviert. Oft von den gleichen Menschen, die mein Nichtgehen später zu meinem «grossen Fehler» erklärten. Zum Beweis, dass die Schuld, wenn nicht direkt, dann doch immerhin indirekt bei mir lag.

«It takes two to tango!», sagte auch mein Ex-Mann, wenn er die Verantwortung für seine Gewalt von sich wegargumentierte. «Was hast du denn gemacht, um ihn zu provozieren?», fragten Freunde, denen ich mich damals anvertraute. Auf einen Artikel in der *Zeit* zum Thema «Häusliche Gewalt in den Zeiten von

Corona» schrieb mir eine Leserin: «Ich frage mich bei solchen Geschichten immer, was die Frau dazu beigetragen hat! Kein noch so netter Mann kann und muss das ständige Gemecker und die Herabsetzungen einer Frau ertragen!»

Meine Mutter sagte, damals: «Eins will ich dir sagen: Ich habe niemals so viel geweint wie im ersten Jahr meiner Ehe!» Ich bin sicher, mein Stiefvater hat sie nie geschlagen. Und natürlich fand sie «nicht gut» und «nicht richtig», dass mein Mann mich schlug. Auch sie wollte damit nur sagen, was so viele sagten und noch immer sagen. Die Paartherapeutin, die der Mann und ich später aufsuchten, eingeschlossen: «An einer Beziehung muss man arbeiten!» Und so arbeitete ich. An der Beziehung. An mir. Ich dachte, das sei die Lösung. Ich dachte, das sei der Grund. Ich dachte: *Ich* sei der Grund. «Was hast du getan, das ihn so provoziert hat?»

Und wenn ich einmal nicht der Grund war, dann war es immer noch meine Aufgabe, den Grund für seine Unzufriedenheit, für sein Unglück herauszufinden. Den Mann zu verstehen. Ihm zu helfen. Es war meine Aufgabe als gute Frau. Als *seine* Frau. In diesem gesellschaftlich anerzogenen Verständnis unterschied ich mich als (auch) körperlich misshandelte Frau nicht von so vielen anderen Frauen. Ich war auch in diesem Sinne *normal*. Auch daran hat sich in unserer Gesellschaft, wenn überhaupt, nur schrecklich wenig geändert. Mein Nachbar sagte neulich über die Frau unseres anderen, bekanntermassen gewalttätigen Nachbarn: «Sie ist ein Engel, dass sie diesen Mann erträgt.»

## Ein Hausmann kann nicht prügeln ...

Ich ging nicht, weil ich das Gehen oft mehr fürchtete als das Bleiben. Ich glaubte, ich könnte ohne den Mann nicht überleben. Die üblichen «Experten» führen auch das gern auf eine Schadhaftheit der Frau zurück: «Häufig sind es Frauen, die schon als Kinder Gewalt erlebt haben – körperliche und seelische Gewalt. Sie wurden nicht dazu erzogen, eigenständig zu sein und sich als Mensch wertvoll zu fühlen. Solche Menschen hoffen darauf, dass sie eine Beziehung finden, in der alles gut wird. So müssen sie sich nicht mehr mit ihrer schmerzhaften Kindheit beschäftigen.» Diesen Psychologenkomentar stellte ein deutsches Magazin neben meinen – teils persönlichen, teils faktischen – Beitrag zum Thema. Es war ein Magazin, das sich, wohlgerne, auf die Fahnen geschrieben hatte, «den Diskurs zu ändern».

Meine zweite Ehe war vor allem von verbaler, psychischer Gewalt geprägt; körperlicher Gewalt mit Schütteln, Schlagen und Würgen bediente er sich erst später, als ich begann, mich gegen seinen psychischen Klammergriff zu wehren. Ich war die alleinige Geldverdienerin der Familie. Diejenige, die den Lebensunterhalt für zuletzt acht Personen heranschaffte. Mein Mann «versorgte den Haushalt». Schon während unserer Ehe lagen Verwandte und Bekannte ihm für diese Ausserordentlichkeit zu Füssen. Es gab auch Stimmen, die ihn zum «Pantoffelhelden» erklärten und ihm sein Mannsein absprachen.

Tatsächlich unterschieden sich diese Stimmen nicht. Sie lasen beide vom gleichen Notenblatt. Sie sangen beiden die gleiche desaströse Rollen-Hymne. Der Mann wusste beide Stimmen für sich zu nutzen.

Bewusst wurde mir das erst vor Gericht, während des Scheidungsverfahrens. Dieser Mann, der sich so aufopferungsvoll um seine Familie gekümmert hatte, konnte unmöglich ein Gewalttäter sein. Das befand der Richter. Mich dagegen beurteilte er als «selbstbezogen und egoistisch». Ich hatte meine «Karriere stets über die Kinder gestellt», ich hatte mich

## Was nach den Trennungen kam, war auf eine Art schlimmer als das Leben mit den Gewalttätern selbst.

«nicht um den Mann gekümmert». Meine Selbständigkeit, mein Bestreben, mich auch jenseits meiner Rolle als «Frau und Mutter» als wertvoll zu erleben, hatte mich nicht vor Gewalt bewahrt und schützte mich auch jetzt nicht. Sie machte mich zur Zielscheibe «rechtmässiger» Gewalt. Von allen, auch offiziellen Seiten.

Als ich mich dagegen wehrte, schnappte der Richter: «Seien Sie mal ganz vorsichtig, ich kann auch anders!» Er höhnte: «Nur weil Sie Journalistin sind und mal etwas von Gewalt und Missbrauch gehört haben, müssen Sie uns hier nicht mit Ihren Räuberpistolen kommen!»

Was nach den Trennungen kam, war auf eine Art schlimmer als das Leben mit den Gewalttätern selbst. Die Sozialamtmitarbeiterin beispielsweise, die, als ich sie nach meiner ersten Trennung um ein paar Möbel für mich und meine Kinder bat, stirnrunzelnd fragte: «War es wirklich so schlimm? Mussten Sie denn gleich weglaufen?» Oder die Jugend-



Es gab auch Stimmen, die ihn zum «Pantoffelhelden» erklärten.

amtsmitarbeiterin, die mit einem Schreibblock durch meine neue Wohnung spazierte und notierte: «Die Wohnung ist spärlich, aber geschmackvoll eingerichtet... Die Mutter geht auf die Kinder angemessen ein.» Ich sagte: «Wo waren Sie, als ich noch mit dem Vater zusammenlebte?» Solange ich einen Mann an meiner Seite hatte, war alles gut. Als

Alleinerziehende war ich automatisch verdächtig.

Bei meiner zweiten Scheidung forderten Jugendamt und Richter, dass der Kontakt der Kinder zum Vater unter allen Umständen aufrechtzuerhalten sei. Auch gegen deren erklärten, von einem Gutachter als authentisch anerkannten Willen. «Kinder, die ohne Vater

aufwachsen, werden kriminell!», sagte der Richter.

### Keinen Cent Unterhalt

60 Prozent der getrenntlebenden Väter zahlen beispielsweise keinen Cent Unterhalt für ihre Kinder. Nur ein Viertel der Väter zahlt den vollen Satz. Die Marge dazwischen zahlt mal hier und da ein bisschen was. Der deutsche Staat erklärt sich dem gegenüber machtlos. Und, schlimmer noch, den Zahlungsunwillen dieser Väter für deren Fürsorgefähigkeit gegenüber ihren Kindern als unerheblich.

Beide Männer, mit denen ich verheiratet war, zahlten nichts. Trotzdem wurde ich von Jugendamt und Richter angehalten, «ausschliesslich positiv gegenüber den Kindern

### Ich höre: «Die Frauen müssen sich anvertrauen, sie müssen über die Gewalt sprechen!»

von ihrem Vater zu sprechen». Wenn ich mich gegen diese Art der Gewalt wehrte, drohten mir Amt und Gericht Geldstrafen an. Und den Kindern die «Zwangszuführung» zum Vater.

Das ging so über fünf Jahre. Ich floh schliesslich mit den Kindern 2000 Kilometer weit, ins Ausland. Nachdem ich unser Zuhause mit Verlust zwangsverkauft hatte. Weil der Mann, der weder Unterhalt noch seinen Anteil zur Abzahlung leistete, unwiderruflich Miteigentümer war. Er terrorisierte uns, dank Prozesskostenhilfe, auch im Ausland noch ein halbes Jahr. Dann war Ruhe. Vor allem wohl, weil der Mann starb.

Und doch, immer wenn ich die Geschichte meiner beiden Ehen erzähle, fragt einer oder eine: «Warum bist du nicht einfach gegangen?» Ich höre: «Die Frauen müssen sich anvertrauen, sie müssen über die Gewalt sprechen!»

Wie denn? Wenn man sie, sobald sie es wagen, brandmarkt: als unselbständig, gescheitert, schadhaft. Wenn man ihnen – aller internationaler Forschung und allen Erkenntnissen zum Trotz – noch immer die Schuld an der erlebten Gewalt gibt. In Deutschland ist das weiterhin Alltag. Es gehört hier noch immer zum kollektiven Begriff von «Vernunft». Von Objektivität. Und Gemessenheit. Auf den am Anfang genannten Artikel in der *Zeit*, der auch mein Masterstudium erwähnte, schrieb mir ein Leser und Dokortitel-Träger: «Als Betroffene können Sie sich gar nicht objektiv dieses Themas annehmen und dazu äussern!»

Na, wer denn dann?

Antje Joel: Prügel – Eine ganz gewöhnliche Geschichte häuslicher Gewalt. Rowohlt Taschenbuch. 336 S., Fr. 18.90



Fast verliebt

## Toxisch weiblich

Von Claudia Schumacher

Eine so enge Freundin von mir, die im wahren Leben ähnlich heisst wie Gabrielle, ist Dauersingle – ungewollt. Männer melden sich nach dem ersten Treffen nicht mehr. «Ich wüsste einfach gerne, woran das liegt», sagt sie oft voller Selbstmitleid. Tatsächlich fällt ihr kein einziger Grund ein. Dabei weiss jeder, der sie kennt, woran es liegt. Man kann es ihr nur nicht sagen. Wer Gabi den Spiegel vorhält, dem kratzt sie die Augen aus.

Sie ist ein lieber Mensch – eigentlich. Ich treffe sie stets in einer Gruppe mit anderen Frauen. Gabi hat es durch ihre absolute Gefallsucht geschafft, in der Gruppenhierarchie ganz unten anzukommen. Da unten wuchs ihr ein Stachel im Herzen. Seither kippt ihre liebe, selbstlose Art gelegentlich ins Giftige. Sie kann zwar immer noch nicht ihre Wünsche äussern – aber uns vorwerfen, sie zu übergehen. Das tut sie nie direkt, sondern stets hinter dem Rücken der anderen. Manchmal hat man das Gefühl, Gabrielle zieht einem die Freude aus den Knochen und lässt die Blumen am Wegrand verblühen. Mit ihrem Gift, das unter dem zuckersüssen Lächeln anscheinend immer in Habachtstellung ist.

«Gabrielle ist so eine Hübsche, ich verstehe nicht – warum ist sie noch Single?», sagt ihre Mutter genauso verständnislos wie die Tochter. Die zwei sind sich einig: Gabi ist eine Prinzessin, die auf Händen getragen werden muss. Was allerdings schwierig ist. Denn Gabi ist tatsächlich sehr hübsch, aber auch etwa fünfzehn Kilo übergewichtig – was sie auf Fotos durch extreme Winkel kaschiert. Dann sieht sie plötzlich schlank aus in den Dating-Apps, trifft Männer, die auf Schlanke stehen und die sich nach einem Blick auf die echte Gabi nie wieder melden. Aber wehe, man hält ihr den Spiegel vor! Gabi hingegen redet böse über jeden Mann, der nicht perfekt ist. Also: über alle. Man merkt schnell: So wird das nichts.

Mit ihrer toxischen Weiblichkeit bringt Gabi nicht die Welt in Gefahr, dazu würde ihr auch der Ehrgeiz fehlen. Aber ihr Gift reicht aus, um ihren Freundinnen bei Bedarf einen schönen Abend zu versauen. Das Schlimme ist aber, dass sich Gabi ihr eigenes Leben vergiftet – und das jedes Mannes, der ihr nahekommt.



Verschraubte Verwicklungen: «Les Traducteurs».

Knorrs Kultur

## Fürst der Literatur-Finsternis

In «Les traducteurs» wird die Übersetzer-Branche durch einen profitgierigen Verleger einer Horror-Prüfung unterzogen. Thriller oder Satire? Von Wolfram Knorr

Weiss man natürlich: Das Wirkungsfeld der Übersetzer ist kein Tummelplatz für Stars. Sie haben möglichst unsichtbar zu sein, über die zu übertragenden Texte die Klappe zu halten, der Sache zu dienen. Eric Angstrom (Lambert Wilson), CEO von Angstrom Publishing, findet selbst diesen Umgang noch zu gestrig. Das Buch ist kein schöngeistiges Edelgut mehr, sondern eine Dutzendware, ein Konsumprodukt wie Quarktaschen, die es schnell an die Verbraucher zu bringen gilt, bevor sie ranzig werden. Angstrom ist der angesagte Verlagstyp: knallhart, ohne Kunst-Gequatsche, Bücher wie Brötchen backen und raus damit. Den letzten Band der erfolgreichen Dedalus-Trilogie von einem ominösen Oscar Brach will er nach diesen rüden Business-Regeln versilbern. Das heisst: in allen wichtigen Übersetzungen gleichzeitig auf den Markt schmeissen. Damit während der Übertragungsarbeit nichts über den Inhalt an die Öffentlichkeit durchsickert, holt sich Angstrom die besten Übersetzer aus neun Ländern, sperrt sie kurzerhand in einen Luxus-Bunker, lässt ihnen Handys von bedrohlichen Muskelkerlen abnehmen und verdonnert sie zur Arbeit: jeden Tag zehn Seiten, mehr kriegen die Sprach-Galeerensklaven nicht vorgesetzt. Doch der drakonische Plan geht nicht auf: Erst sickern Textpassagen an die Presse durch, dann folgt eine Erpressung um achtzig Millionen Euro, und schliesslich fliesst Blut. Im Bunker wird's siedend heiss, die Emo-

tionen kochen, und der Film wirkt bald wie ein Eintopf aus Jean-Paul Sartres «Huis clos», «Big Brother» und Agatha Christies Rätsel-Krimis.

Mit seinem Thriller «Les traducteurs» versucht Autor und Regisseur Régis Roinsard («Populaire», 2012) die Praxis von Verlagen aufzuspiesen, die ihre Goldesel – wie etwa Dan Browns Verschwörungs-Zirkus «Inferno» oder J. K. Rowlings «Harry Potter» – mit gigantischem Werbe-Aufwand zu Megasellern hochwuchten. Lambert Wilson verkörpert diesen neuen Verlagstypus, durch dessen Augen der unbedingte Sieg wie eine Feuerflamme seine in den Bunker gelockten Sprach-Sklaven ansengt und sie wie Schüler hinter Pulten Platz nehmen lässt – ausgesucht wie nach Länder-Klischees. Katerina (Olga Kurylenko) ist natürlich eine russische Femme fatale, die Deutsche Ingrid (Anna Maria Sturm) stramm, der Italiener voller Temperament und so weiter. Ein Spanier, Portugiese, Chinese und eine Dänin sind noch dabei, die jedoch alle kaum mehr als Statisten bleiben – bis auf den goldigen Briten Alex Goodman (Alex Lawther), der es mit seiner Zwerghahn-Gockeligkeit faustdick hinter seinem Wuschelkopf hat. Je angespannter die Container-Situation wird und gegenseitiges Misstrauen die Arbeit belastet, umso weniger wird klar, was Régis Roinsard eigentlich kredenzt: eine Satire auf die hysterische Konkurrenz-Hatz der Verlage? Auf die Übersetzer-Szene, die vor sich hin werkelt, ansonsten nichts zu melden hat, und auf die

Literatur ganz allgemein, die keine Rolle mehr spielt? Trotz der verschraubten Verwicklungen, Drehs und Wendungen, deren Glaubwürdigkeit arg strapaziös ist, wird bis zum verblüffenden Finale nicht schlüssig, ob «Les traducteurs», der spannend beginnt, nicht doch ein Thriller ist, wie er auch von sich behauptet. Gegen eine Satire spricht das dämonisch-diabolische Ambiente, das den Fürsten der literarischen Finsternis umgibt. ★★☆☆☆

## Weitere Premieren

**Alice et le maire** — Paul Théraneau (Fabrice Luchini), Bürgermeister von Lyon, beunruhigt, dass ihm die Ideen ausgehen und sein Elan nachgelassen hat. Er glaubt, ausgepowert zu sein, und erhofft sich Hilfe durch einen Neuzugang in seinem Team. Die junge Alice Heimann (Anaïs Demoustier), die gerade Philosophie abgeschlossen hat, aber vom Tagesgeschäft eines Politikers keine Ahnung hat, hat er sich ausgeguckt. In der Crew führt das sofort zu biestigem Misstrauen und Spannungen. Paul erhofft sich von Alice, weil sie einer jungen Generation angehört, Inspirationen für seine Karriere; denn gleichzeitig liebäugelt er mit der Präsidentschaftskandidatur seiner Partei. Und Alice liefert ihm durch ihre Lebenseinstellung genügend Anregungen, damit er sich wieder mit Optimismus neuen Projekten widmen kann. Regisseur Nicolas Pariser gelang eine geistreiche Komödie, die voller Esprit zwischen Polit- und Sozial-Drama geradezu «tänzelt». Das liegt nicht nur an den scharf beobachteten Zügen auf die rastlos wuselnden Mitarbeiter der kommunalen Administration, sondern an dem ganz vorzüglich aufspielenden Darsteller-Paar Fabrice Luchini und Anaïs Demoustier – Anaïs zurückhaltend, mit coolem Selbstbewusstsein, Fabrice souverän, geschmeidig und zugleich mit parzivaler Neugier und aufrechter Gran-



**Geschmeidig:** «Alice et le maire».

dezza. Ein grandioses Ballett. Schon wegen der beiden lohnt der Film. ★★☆☆☆

**Guns Akimbo** — Das muss der Albtraum eines jeden Computernerds sein: Miles Harris (Daniel Radcliffe) wacht auf, und seine Hände sind an Pistolen geschraubt! Nichts kann er mehr mit den Händen machen ausser in Live-Action-Games rumballern und Gegner töten. Genau dazu ist Miles nun verdammt, und die gnadenlosen

Schiessereien nehmen ihren Lauf. Witz und Ironie flackern stellenweise auf, werden aber vom permanenten Radau (akustisch und optisch) immer wieder weggeschluckt. Irgendwann funktioniert nichts mehr, die Dialoge sind nur noch dämlich und die Gags Rohrkrepiere. Das dürfte selbst dem Zielpublikum dieser Ramba-zamba-Organie zu viel sein. ★★☆☆☆

**Thalasso** — Todtraurig sitzt er im kuscheligen Frottee am weissgedeckten Tisch und nimmt das Menü zur Kenntnis: «Kürbissuppe und Salat». Mit dem Gesicht einer ausgedorrten Zahnpastatube presst er mühsam die Frage heraus, was es dann zum Hauptgang gebe. Na, die Kürbissuppe, aber dafür sehr dick. Das feine Sanato-



**Kur-Kumpelschaft:** «Thalasso».

rium im Kurort Cabourg mit seinen Thalasso-Kuren, Alkohol- und Nikotinverboten, Kryo- und anderen Therapien wird zur Zwischenstation zwischen Leben und Tod für den Schriftsteller Michel Houellebecq. Kommt er am Ende raus aus der Malaise oder nicht? Die Entscheidung wird ihm leichtgemacht, als er beim heimlichen Rauchen auf Gérard Depardieu trifft, ebenfalls Kurgast, ebenfalls Raucher. Zwischen den beiden entfaltet sich eine Kur-Kumpelschaft mit sehr viel edlen Weinen, die der Monster-Mime heimlich in seine Suite schaffen lässt. Und das führt zum schrägsten Humor seit langem; vor allem deshalb, weil beide dabei aussehen wie aufs Trockene geworfene Lachse. Regisseur und Autor Guillaume Nicloux («The Valley of Love») knüpft mit dieser bizarren Narretei direkt an den Film «L'enlèvement de Michel Houellebecq» (2014) an, in dem der Schriftsteller von dilettantischen Kidnappern entführt wurde, und erweitert den Blödsinn – die Sumpfkroten besuchen Houellebecq im Sanatorium –, der allen aber todtraurig über die Lippen geht. Die Mischung aus Inszenierung und Improvisation funktioniert nur dank Houellebecq mit seiner maliziösen Freude an Selbstironie («Ich glaube an die Wiederauferstehung») und Depardieu, der einfach ein glänzender Schauspieler ist. So weiss er, dass seine Leber nicht wegen des Alkohols vergrössert sei, sondern weil bei ihm und seinem Wuchtkugelumfang alles grösser sei. Die französische Kritik reagierte ratlos, vermisste einen Sinn. Es gibt aber nur ein Gespinnst, das mit furchtbarer Tristesse für absurden Humor sorgt. ★★☆☆☆



Unten durch

## Auf Waldwegen

Von Linus Reichlin

Eine weitere Eigentümlichkeit in der Beziehung zwischen Männern und Frauen ist, dass auf Velotouren immer der Mann vorausfährt. Er hat es auch verdient. Schliesslich war er es, der sich vor dem Kauf der neuen Velos auf Youtube nächtelang russische Videoclips angeschaut hat, in denen die Stahlrahmen von Trekkingfahrrädern von alten T-34-Panzern überrollt werden. Wer einmal gesehen hat, wie der Rahmen eines handgefertigten schwedischen Trekkinggrads unter dem Gewicht eines T 34 auseinanderbricht wie ein Hühnerknochen, der weiss, dass es fahrlässig wäre, ein Velo zu kaufen, nur weil es bequem ist und «gut aussieht». Das sind leider oft die einzigen Kriterien, die Frauen beim Fahrradkauf interessieren. Sie würden jedes «gutaussiehende» Velo kaufen, wenn ihre Männer sich nicht informiert hätten und wüssten, dass genau dieses Rad einen russischen Belastungstest (diesmal mit einer Baggerschaufel) nicht bestanden hat.

Die Frauen verstehen nicht, warum ein Fahrrad eine Baggerschaufel tragen können muss. Sie verstehen nicht, dass es einfach ein gutes Gefühl ist zu wissen, dass das Trekkingrad, mit dem man sonntags zu einem Café crème ins Ausflugsrestaurant «Waldfrieden» fährt, ungläubliche Strapazen aushalten würde, wenn es nötig wäre. Eine Fahrt durch den Wald, auch wenn es nur die paar Bäume in der Agglomeration sind, ist für Männer eben nicht einfach nur ein Ausflug. Im Wald sind Härte, Entschlossenheit, Mut und Durchhaltevermögen gefragt. Das sind Tugenden, die in den Männern trotz des zivilisatorischen Weichspülprogramms, dem sie unterworfen sind, weiterleben wie Rotweinflecken auf einem Arztkittel: Sie gehen einfach nicht raus. Kaum atmen die Männer die Waldluft ein, fühlen sie sich zurückversetzt in eine Zeit, in der hinter jeder Tanne ein schlanker Raubritter lauern konnte – die etwas fetteren Raubritter versteckten sich hinter den dicken Stämmen von hundertjährigen Steineichen. Nur ein Feigling würde seine Frau in einem so gefährlichen Terrain vorausfahren lassen.

Selbstverständlich übernimmt der Mann die Führung! Und zwar auf einem Fahrrad mit un-

>>> Fortsetzung auf Seite 54

zerstörbarem Stahlrahmen und mit einem Helm auf dem Kopf, auf den zwei russische YouTube-Tester ergebnislos geschossen haben: «This is karaschow helmet! Good for biking, for war or when you are drunk.» Den Frauen hingegen fehlt das Bedürfnis nach Materialüberlegenheit völlig. Sie kaufen ja auch Schuhe, weil sie «gut aussehen», und nicht, weil man mit ihnen durch verdünnte Salzsäure gehen kann. Frauen empfinden beim Anblick eines roten Maserati nicht das Geringste! Selbst angesichts eines Überschallflugzeugs bleiben sie so emotionslos wie ein Psychopath, der ein junges Kätzchen beim Ertrinken beobachtet. Auf Velotouren klinken sie sich innerlich aus und denken: «Ich lasse ihn vor mir fahren, er braucht das... Aber wenn er doch nur die Hose mal hochziehen würde, man sieht ja den Spalt zwischen seinen Arschbacken.» Wenn sie nicht gerade über diesen Spalt sinnieren, denken sie: «Bei dem Paar, das uns vorhin entgegengekommen ist, ist sie vor ihm gefahren. Aber das sah irgendwie gekünstelt aus.» Und dann denken sie: «Am liebsten würde ich neben ihm fahren. Aber wenn jemand entgegenkommt, ist der Waldweg zu schmal für drei oder vier. Also müssten wir sowieso wieder hintereinanderfahren und jedes Mal aushandeln, wer hinter wem fährt, wenn jemand entgegenkommt.»

Gott, ist das kompliziert! Und jetzt schau dir diesen Arschspalt an! Nennt man das nicht Maurer-Décolleté? Bei dem jungen Maurer, der letzte Woche die Gartentreppe ausgebessert hat, hätte ich es jedenfalls lieber gesehen als bei ihm. Jetzt fährt er wieder schneller, weil uns jemand entgegenkommt! Mal sehen, was passiert, wenn ich ihn jetzt überhole.»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Aufregende Klassik des Sangiovese

Von Peter Rüedi

Als Thomas Bär, Anwalt, Banker und zeitweise Verwaltungsratspräsident der gleichnamigen Schweizer Bank, und seine Frau Monika Bär-Bettschart 1990 in Castellina in Chianti das Bilderbuchgut Gagliole kauften, mochten sie selber dies noch für einen Umzug in eine rechtzeitig bestellte, bukolische Altersresidenz halten: Zypressen säumten die Anfahrt zum herrschaftlichen Haus, auf den von Trockenmauern gesäumten Terrassen wuchsen Oliven und Reben, auf wenig mehr als drei Hektaren. Guten Wein hatte der kultivierte Schweizer schon immer getrunken. Die Berufung zum «Gentleman-Winzer» wuchs durch Learning by Doing. Sein Berater war zu Beginn der berühmte *winemaker* Luca d'Attoma (Tua Rita u. a.), später Stefano Chioccoli; aus dem Geheimtipp Gagliole wurde eine kleine, aber feine Marke. Nach ehrgeizigen, vielleicht etwas sehr inszenierten, mächtigen Tropfen wurden die Weine eleganter, mit der Finesse, zu der die Sorte Sangiovese wie keine fähig ist. Sie spielt (*come no*) bis heute

die Hauptrolle auf Gagliole, Merlot und Cabernet kommen, fast als Spurenelemente, in der einen oder anderen Cuvée ins Spiel.

2011 kaufte Bär, der die Rolle eines Öno-Amateurs längst mit der eines umweltbewussten, fachlich versierten Produzenten vertauscht hatte, ein zweites Gut, La Valletta in Panzano: Zu den zehn bisherigen kamen zehn Hektaren in der Spitzenlage der benachbarten Gemeinde Greve in Chianti. Der Name Gagliole blieb, die Weine bezeugen die eine oder andere Herkunft oder sind auf beiden Terroirs gewachsen.

Zu den Weinen: Der Bannerträger trägt den Namen des Guts: Gagliole 2016, ein Sangiovese mit 2 Prozent Cabernet Sauvignon aus Panzano: tolle dunkle Frucht, gezähmtes Holz (30 Prozent neue Barriques, der Rest solche aus zweiter Passage), schön ausgewogen mit guter Säure, witziger Würze und feinen Tanninen. Der Gallule 2016 (mittelalterliche Version des Flurnamens), eine reine Sangiovese-Riserva, stammt ganz von den Terrassen in Gagliole, ist noch eine Nuance feiner ziseliert als der Namensvetter: herrliche dunkle Frucht, balsamische Noten, etwas Lakritze – ein in sich selbst ruhender, spektakulär unaufgeregter grosser Chianti Classico mit lang nachhallendem Echo. Und endlich die Basisvariante, auch ein Classico (Sangiovese pur), aus dem bescheideneren Preissegment zwar, aber keineswegs belanglos: frisch, sehr fruchtig (Kirschen, Brombeeren), erstaunlich balanciert und ohne Zeichen von Überreife angesichts des heissen Jahres. Mehr als ein Einsteiger.

Gagliole Colli della Toscana Centrale IGT 2016. 14,5 % Fr. 49.90

Gagliole Gallule Chianti Classico DOCG Riserva 2016. 14,5 % Fr. 68.–

Rubiolo Chianti Classico DOCG 2017. 13,5 % Fr. 17.80. Alle bei Riegger / Casa del Vino. [www.casadelvino.ch](http://www.casadelvino.ch)



## Die Bibel Arbeiten

Von Peter Ruch

Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen (2. Thessalonicher 3,10). Dieser Satz des Apostels Paulus kommt schroff herüber. Der gleiche Paulus schrieb den Galatern ins Stammbuch, einer solle des andern Lasten tragen (Gal 6,2). In der Tat gehört die gegen-

seitige Zuwendung und Hilfe zum Zentrum christlichen und auch jüdischen Glaubens. Viele wohlthätige Institutionen sind aus den Kirchen heraus entstanden. Aber die biblische Botschaft erschöpft sich nicht darin. Und mit Verlaub: Eine Gesellschaft aus lauter Almosenempfängern zerbricht an der simplen Logik der Ökonomie. Hinzu kommt, dass Arbeit die Menschen erfüllt und ihnen wohltut. Deshalb ist der Weckruf an die Arbeitsverweigerer so schroff.

Allerdings können auch Systemfehler zur Arbeitsscheu verführen. Viele Sozialhilfeempfänger sind Migranten, die noch kaum etwas ins System einbezahlt haben. Eine Familie bezieht unter Umständen über 6000 Franken pro Monat steuerfrei, also eine Summe, die andere Leute nicht einmal durch Arbeit erreichen. Die Sozialisten in allen Parteien finden das richtig. Nun haben sie einen neuen Parteigänger: Donald Trump wollte mit dem Cares Act, einem Teil des Corona-Hilfspakets, die Wirtschaft unterstützen und

den Konsum stimulieren. Wer seinen Job verloren hat, bekommt 600 Dollar pro Woche. Hinzu kommen Zuwendungen des Gliedstaates. Das summiert sich in Massachusetts auf über 4600 Dollar monatlich, im ärmlichen Mississippi auf 3250. Unzählige Leute kehren jetzt nicht in ihren Job zurück, weil er weniger einbringt als die Staatsgelder. Ist es gerecht, wenn Müssiggang mehr einbringt als der Job? Der Philosoph Arthur Schopenhauer (1788–1860) war der Ansicht, die Aufgabe der Staaten sei es, «der grenzenlosen Ungerechtigkeit der Menschen Schranken zu setzen». Die russisch-amerikanische Denkerin Ayn Rand (1905–1988) sagte es deutlicher: «Wenn Sie sehen, dass [...] Korruption belohnt und Ehrlichkeit bestraft wird, dann wissen Sie, dass Ihre Gesellschaft vor dem Untergang steht.»

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Auto

## Britische Landschaften

Besonders als «John Cooper Works» gehört der Mini Countryman zum besten im Segment der kompakten SUVs. *Von David Schnapp*

Als der Mini im Jahr 2010 als Countryman neue Kundensegmente erschliessen sollte, war offensichtlich, dass das kompakte SUV zwar nicht gerade «mini» ausfiel. Aber unter der Führung von BMW hat es die britische Marke geschafft, aus einem Kleinwagen mit Kultstatus eine bestechende Idee zu machen. Die Minis von heute werden geschickt als «very British» vermarktet, Rücklichter oder Cabrio-Stoffverdecke mit Union Jack sind beliebte, aufpreispflichtige Accessoires.

Und jeder Mini gibt einem diese fast unbezahlbare Gewissheit, nicht im stromlinienförmigen Einheitsbrei mitzurollen. Der über vier Meter lange Countryman signalisiert allein durch seine rundliche Form eine gewisse Freude am Leben. Im Innern wird diese Idee mit dem grossen, runden zentralen Display, das von einem bunten Lichterkranz umgeben ist, aufgenommen. Funktionen wie etwa die Parksensoren illuminiert das System passend. Je nach Situation leuchtet der Farbkranz in anderen Tönen. Auch Schalter und Knöpfe sehen im familientauglichen Mini nicht aus wie überall, was seinen Charme unterstreicht.

Dabei ist gerade der Mini Countryman eigentlich ein BMW X1, das Fahrwerk gehört entsprechend zum besten im Segment der kompakten SUVs. In der kürzlich neu lancierten Version «John Cooper Works» (JCW) ist der Countryman ausserdem mit einem ziemlich kräftigen Vierzylinder-Turbobenziner bestückt, der 306 PS leistet und damit für die Fahrt durch britische und alle anderen Land-

schaften mehr als ausreichend motorisiert ist. Dass praktischer Nutzen wie Platz, Komfort und Allradantrieb in einem Mini stilsicher mit bewusst gestalteter Andersartigkeit kombiniert werden, gehört zu den Erfolgsfaktoren der BMW-Submarke.

Im Countryman fährt man auf dem Stand der Automobiltechnik, einzig einen Spurhalteassistenten hätten wir uns zum Abstandsradar gewünscht, um die Fahrt auf der A1 noch entspannter zu gestalten. Dem Individualismus der Mini-Fahrer kommt entgegen, dass sich beim JCW-Modell die Gestaltung des Dachs, der Aussenspiegel und der Sportlichkeit signalisierenden Streifen auf der Motorhaube und an den Seiten mit verschiedenen Farben anpassen lässt. Das alles hat zwar seinen Preis, aber immerhin gibt es dazu auch zehn Jahre oder 100 000 Kilometer Gratis-Service: «Mini Tender Loving Care», heisst das stimmungsvoll.

Oliver Heilmer, der Leiter Mini Design, erklärte kürzlich, der Countryman zeige schon heute, worum es bei der Marke mit britisch-deutscher Herkunft zukünftig noch stärker gehe: «Wir sollen Mini vor allem als Erlebnis begreifbar machen.» «It is exactly like that», wie man in Grossbritannien sagen würde.

### Mini JCW All4 Countryman:

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-TwinPower-Turbo, Allrad;  
Leistung: 306 PS / 225 kW; Hubraum: 1998 ccm;  
max. Drehmoment: 450 Nm / 1750–4500 U/min;  
Verbrauch (NEFZ): 7,3–6,9 l / 100 km; Beschleunigung  
(0–100 km/h): 5,1 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h;  
Preis: Fr. 55 000.–, Testwagen: Fr. 68 620.–

Jazz

## Old Friends Plus One

*Von Peter Rüedi*

Langjährige Partnerschaften enden entweder in banaler Routine oder in inniger Vertrautheit. Beides ist der Hervorbringung von Kunst nicht unbedingt förderlich. Routine ohnehin, und Vertrautheit endet oft genug in Sprachlosigkeit, einer Art hermetischer Exklusivität. Zumindest in der Aussenwahrnehmung haben Gruppen mit jahrzehntelang gleichbleibender Besetzung einen mindestens ambivalenten Ruf: das Modern Jazz Quartet zum Beispiel oder das Quartett von Dave Brubeck. Lange stand auf verlorenem Posten, wer die gegen ihre Liebhaber verteidigen wollte. Denn klar: Zumal dort, wo es um intime Interaktion, um kollektive spontane Erfindung geht, ist Vertrautheit auch eine Qualität. Das polnische Trio des Pianisten Marcin Wasilewski, des Kontrabassisten Slawomir Kurkiewicz und des Drummers Michal Miskiewicz ist dafür ein schönes Beispiel. Die drei spielen seit ihrer gemeinsamen Schulzeit zusammen, seit 1993.

Ab 2001 gehörten sie zur Formation des 2018 verstorbenen Trompeten-Charismatikers Tomasz Stanko, und dessen Label ECM veröffentlichte vom Trio bisher nicht weniger als fünf CDs. Auf der jüngsten mit dem Titel «Arctic Riff» trifft es auf einen der Protagonisten des zeitgenössischen Tenorsaxofons, Joe Lovano. Es liegt auch, aber nicht allein an dessen inspirierender Präsenz, dass das über Jahrzehnte eingespielte Trio in keinem Moment nach glatter Routine klingt. Mit dem im Ton mit Subtilität meist lyrisch singenden, nur gelegentlich in flüssige Kaskaden oder dadaistisch witzige Fragmentarik an der Grenze zum reinen Geräusch ausbrechenden Lovano machen die drei alten Freunde eine sehr frische, lebendige Musik; wie zuvor schon oft melancholisch grundiert, zumal in den Balladen von Wasilewski oder in den zwei Versionen von Carla Bley's schönem «Vashkar», voller Überraschungen in den vier im Kollektiv traumwandlerisch free entwickelten Stücken. Dazu kommt von Lovano ein Vehikel für seine liquide Tenorkunst, «On the Other Side» (u. a. mit einem vielfarbig gefiederten, knackigen Piano-Solo von Wasilewski). Eine starke polnisch-amerikanische transatlantische Begegnung.



**Marcin Wasilewski Trio  
and Joe Lovano:**  
Arctic Riff. ECM 2678

# Orte des Streits und der Versöhnung

Sie wollen ein Bild der Vergangenheit in Stein verewigen: In einer Welt, die sich verändert, sind Denkmäler deshalb eine Zumutung. Manche muss man stürzen, andere sollte man aushalten. Um der demokratischen Vielfalt willen. *Von Thomas Maissen*

**E**benso wie das Errichten von Denkmälern gehört ihr Sturz zur Menschheitsgeschichte. Die Reformatoren zerstörten die Heiligenstatuen nicht nur am Berner Münster. Die französischen Revolutionäre entweihten nach 1793 die Königsgräber in Saint-Denis. Wir bedauern heute diese kulturellen Verluste. Werden unsere Nachfahren eines Tages auch den Statuen von Hitler, Stalin und anderen Massenmördern nachweinen, die auf dem Schutthaufen der Geschichte entsorgt wurden? Es ist weder zu erwarten noch zu hoffen, aber ausschliessen kann man das nie.

Politische Gemeinschaften sind dauernd im Fluss und zugleich um Stabilität bemüht und darauf angewiesen. Deshalb wollen sie die aktuelle Deutung der Vergangenheit durch Kunstwerke aus Stein und Erz verdichten und scheinbar verewigen, überlebte Geschichtsbilder aber auch immer wieder einmal zerstören. Obwohl jährliche Schlachtfeiern oder andere Anlässe bei Denkmälern selten geworden sind und nur wenige Besucher anlocken, zeigen die gegenwärtigen Debatten, dass Denkmäler weiterhin Orte sind, die Streit um die Geschichtsdeutung provozieren. Das ist gut so. In Demokratien entstehen eine öffentliche Meinung und politische Mehrheiten durch zivilisierte Streiten. Um über Geschichtsbilder streiten zu können, müssen diese die Vielfalt der historischen Erfahrung wiedergeben. Auf engem Raum begegnet man dem antiken und dem christlichen Rom, dem päpstlichen neben dem kommunalen Rom, dem Rom des Risorgimento oder der Faschisten. In Washington vereint die National Mall die Perspektiven der verschiedenen Ethnien, die in Nordamerika gelebt und gelitten haben, jede in ihrem eigenen Museum.

## Symbole von Herrschaft

Viele Denkmäler sind Symbole von Herrschaft. Die Mächtigen haben das Geld und den Einfluss, um im öffentlichen Raum Zeichen zu setzen. Das kann Marc Aurel sein oder Ludwig XIV. hoch zu Pferd. Ein Schloss oder ein Rathaus ist ein Denkmal für sich, das oft viele weitere Denkmäler in und um sich sammelt; man denke an den Palazzo Vecchio in Florenz. Lebende oder tote Herrscher können ebenso geehrt und verehrt werden wie christliche Heilige oder Tugenden, etwa auf dem Berner Gerechtigkeitsbrunnen. In Republiken ging es weniger um Herrscherkult als um ein Vorbild, das Bürger zur Tugend anhalten sollte.

Möglicherweise war dieses Bedürfnis in reformierten Gegenden besonders gross, nachdem die Bilder und Statuen von Heiligen entfernt worden waren.

Aber viele Städte, gerade in Italien, zeigen, dass kirchliche und weltliche Heroen es in ihrem Spannungsverhältnis gut nebeneinander aushielten. Im 17. Jahrhundert schmückten die Genfer das Gewölbe ihres Rathauses mit den Köpfen unter anderen der Kaiser Aurelian und Friedrich Barbarossa sowie des französischen Königs Heinrich IV. So ehrte diese calvinistische Republik, die für viele Bilderstürmer vorbildlich war, heidnische oder katholische Monarchen für ihren Beitrag zur Stadtgeschichte.

In der Eidgenossenschaft entstanden Statuen von weltlichen Einzelpersonen wohl tatsächlich erst nach der Reformation. Der angebliche Stadtgründer Munatius Plancus steht seit 1580 im Hof des Basler Rathauses. Niklaus von Flüe dagegen, dessen Statue seit 1708 einen Brunnen in Sarnen schmückt, wurde in katholischen Gefilden als Seliger und später

## Man muss den Konflikt mit denen aushalten, die ein anderes Geschichtsbild versteinern.

Heiliger verehrt, nicht als weltlicher Patriot. Deren Stunde schlug im langen 19. Jahrhundert, als die bürgerliche Schweiz ihre Vorbilder auf die Podeste stellte: Dichter und Gelehrte wie Salomon Gessner (1791, Zürich) oder Jean-Jacques Rousseau (1835, Genf), berittene Heerführer des Mittelalters wie Rudolf von Erlach (1849, Bern) oder der Gegenwart wie Guillaume-Henri Dufour (1884, Genf), Märtyrer der Freiheit wie Arnold Winkelried (Stans, 1865) und Major Davel (Lausanne, 1898).

Nicht der Staat Schweiz setzte sich diese Denkmäler. Es sind kantonale Schöpfungen, und sie bleiben im kantonalen Zusammenhang. Winkelried erhält seine Skulptur an seinem (angeblichen) Geburtsort Stans, nicht am Schlachtort Sempach. General Guisans Reiterstatue steht seit 1966 in Lausanne, nicht in Bern. Wenn Bundesräte geehrt werden, dann an ihrem Herkunftsort, nicht in der Hauptstadt. Allenfalls erinnern einzelne Kantone mit einem Vereinigungsdenkmal an den Beitritt zum Bund, so Genf (1869), Neuenburg (1898) und das Wallis (1919). Die einzige Ausnahme eines überkantonalen Helden ist Wil-

helm Tell. Schon vor Richard Kisslings berühmter Statue (1895) stand er in Altdorf, aber als Brunnenfigur auch in Schwyz (1682), als Büste am Zürcher Rathaus (1698) und als Statue in Lugano (1852) oder Lausanne (1901).

Ein schweizerisches Nationaldenkmal sucht man jedoch vergebens, obwohl – bezeichnenderweise – ein Franzose, der Aufklärer Abbé Raynal, schon 1783 ein solches auf dem Rütli errichten und finanzieren wollte. Solange man sich frei fühle, so die Urner Antwort, brauche man kein steinernes Denkmal. Auch Kisslings Entwurf für ein Nationaldenkmal in Schwyz (1910) wurde nicht ausgeführt. In gewisser Hinsicht ist das dortige Bundesbriefarchiv (1936) mit seinen Kunstwerken ein Ersatz; aber auch hier handelt es sich um eine kantonale Initiative.

Das einzige Denkmal, das die Schweiz als Nation sich gesetzt hat, ist das Bundeshaus. Doch die Büsten und Statuen berühmter Schweizer befinden sich im Innern und sind dem breiten Publikum nicht zugänglich wie das französische Panthéon oder die deutsche Walhalla. Hingegen erinnert Bern mit dem Weltpostdenkmal (1909) und dem Welttelegraphen-Denkmal (1922) an die internationale Einbindung und die Rolle der Schweiz, ebenso Genf mit dem Denkmal für die Reformation (1909).

## Erinnerungen an Niederlagen

Wer an Triumphbögen in Rom oder Paris denkt, wird feststellen, dass Schweizer Denkmäler zwar oft an Kriege erinnern und soldatische Tugenden verklären, aber nicht triumphierend den Feind demütigen. Manche erinnern gar an Niederlagen: St. Jakob (Basel, 1872), Neueneegg (1866) und Grauholz (1886) und der Nidwaldner Aufstand (Ennetmoos, 1898). Selbst im Ausland, in Marignano, haben Schweizer 1965 ein Denkmal für ein Schweizer Debakel errichtet. Undenkbar, dass die Franzosen in Waterloo eine Statue aufstellen würden! Ebenso undenkbar wäre eine Triumphfigur der Sieger in einem der eidgenössischen Bürgerkriege: bei Villmergen (1656, 1712), in den Freischarenzügen (1844/45), für den Sonderbundskrieg (1847) oder auch – am Rande eines Bürgerkriegs – den Landesstreik (1918). In Kappel erinnert erst seit 1838 ein diskreter Gedenkstein an Zwinglis Tod 1531. Damit grenzten sich orthodoxe Reformierte damals aber kaum mehr gegen Katholiken ab, sondern gegen die weltlich-liberale Regierung von Zürich.





*Sammelsurium von Menschen mit Stärken und Schwächen: Tell in Altdorf, Löwendenkmal in Luzern, Winkelried in Stans, Escher in Zürich.*

Die meisten Denkmäler gingen, was ebenfalls typisch für die Schweiz war, auf private Initiativen zurück. Das Geld wurde in weitreichenden Sammelaktionen in der Bevölkerung aufgetrieben – eine Form der demokratischen Mitbestimmung über Themen und Darstellungen. Erst seit 1887 durfte der Bund «öffentliche monumentale Kunstwerke historischen und nationalen Charakters» erstellen oder unterstützen. Entsprechend zahlreich sind die an finanziellen oder anderen Problemen gescheiterten Denkmalprojekte. Sehr oft waren sie von öffentlichen Polemiken begleitet, die Georg Kreis in seinem grundlegenden Werk über 300 Jahre schweizerische Denkmaltopografie dokumentiert. Die Arbeiterbewegung bekämpfte das Alfred-Escher-Denkmal vor dem Zürcher Hauptbahnhof 1889 als «Verherrlichung eines Volksunterdrückers», und noch am 1. Mai 1991 versuchten Demonstranten erfolglos, die Statue zu stürzen.

### Material zum Staunen

Solche Szenen sind gegenwärtig an vielen Orten der westlichen Welt zu sehen. In Demokratien sollte dieses immer wieder nötige Reinemachen aber nicht wenigen Aktivisten überlassen, sondern durch Entscheidungen des Volkes oder des Parlaments legitimiert

werden. Dasselbe gilt allerdings auch für das Errichten von Denkmälern. Sie können sich heute nicht mehr auf männliche Kriegshelden beschränken, sondern müssen beispielsweise Frauen oder Vertreter von Randständigen einschliessen. Mit dieser Vielfalt müssen Konservative leben, deren Geschichtsbild durch einige wenige «grosse Männer» bestimmt ist. Doch umgekehrt müssen Progress-

### Das einzige Denkmal, das die Schweiz als Nation sich gesetzt hat, ist das Bundeshaus.

sive es ebenso aushalten, wenn im öffentlichen Raum Personen geehrt werden, deren Charakter oder Taten nicht tadellos sind.

Die Geschichte eines Landes ist nicht ein Gipfeltreffen der Heiligen, sondern ein Sammelsurium von Menschen mit Stärken und Schwächen. Soll man das Luzerner Löwendenkmal von 1821 in die Luft sprengen, weil es in reaktionärem Geist an die Söldner erinnert, die 1792 ihr Leben für den absolutistischen Monarchen Ludwig XVI. geopfert haben?

Wer die Grundprinzipien der Verfassung mit Füßen trat wie die abtrünnigen und ras-

sistischen Generale der US-Südstaaten, verdient keine Denkmäler. Zudem wurden sie errichtet als Symbol dafür, dass die systematische Unterdrückung und Entrechtung der Schwarzen um 1900 dank den «Jim Crow Laws» wieder möglich war. Doch zugleich trug diese Denkmalkultur dazu bei, dass Südstaatler und Nordstaatler nach dem blutigen Bürgerkrieg mit völlig entgegengesetzten Erinnerungskulturen nebeneinander lebten und sich so wieder näherkommen konnten. In einer pluralistischen Gesellschaft muss man den Streit auch mit denen aushalten und durchkämpfen, die ein anderes Geschichtsbild pflegen und versteinern. Spätere Generationen werden wiederum entdecken, wo unsere eigenen Vorurteile und blinden Flecken liegen. Lassen wir ihnen möglichst viele Denkmäler als Material, um über uns zu staunen.

Thomas Maissen ist ein Schweizer Historiker. Er lehrte als Professor für Geschichte der frühen Neuzeit an der Universität Heidelberg und leitet heute das Deutsche Historische Institut in Paris.

Das erwähnte grundlegende Buch zum Thema: Georg Kreis, Zeitzeichen für die Ewigkeit. 300 Jahre schweizerische Denkmaltopografie, NZZ libro, Zürich 2008.



Tamaras Welt

## Alles Kunstbanausen

Eine Kolumne wird in Deutschland zur Staatsaffäre – und unfähige Politiker werden zu Helfern von Hass.

Von Tamara Wernli

Die Kolumne von Hengameh Yaghoobifarah in der linken Zeitung *Taz* sorgte über Deutschland hinaus für Aufsehen. Darin sinnierte sie nach den «Black Lives Matter»-Protesten über die Polizei, fragte sich, welcher der passende Arbeitsort für Ex-Polizisten wäre. Ihre Gedanken gipfelten in dem Fazit: «Spontan fällt mir nur eine geeignete Option ein: die Mülldeponie. Nicht als Müllmenschen mit Schlüsseln zu Häusern, sondern auf der Halde, wo sie wirklich nur von Abfall umgeben sind. Unter ihresgleichen fühlen sie sich bestimmt auch selber am wohlsten.»

Die Reaktionen kamen prompt, viele Leser waren empört, kritisierten die Kolumne als «menschenverachtend». Es gab Beschwerden an den Presserat: «Der Pressekodex wurde darin – aus meiner Sicht – massiv verletzt. Auch Polizisten haben Menschenwürde», twitterte ein Bundestagsabgeordneter. Interessanterweise eruptierte die Kritik hauptsächlich im politisch liberalen und konservativen Lager. Der Aufschrei von Links-Twitter, das ansonsten blitzschnell ist beim Anprangern von «menschenfeindlichen» Inhalten, blieb bis auf vereinzelte Stimmen aus.

Inmitten der massiven Kritik wurde die Kolumne dann als Satire deklariert. «Denn dieser Text ist eine ganz klare Satire. Wer das nicht versteht, der hat erst einmal ein individuelles Problem», liess sich ein Schauspieler zitieren. Der Sprachwissenschaftler Anatol Stefanowitsch sieht im Interview mit Deutschlandfunk «starke Defizite in grundlegendem Textverständnis». «Ich möchte nicht auf die Texte von Hengameh Yaghoobifarah verzichten müssen, weil Hermeneutik einigen Leuten zu anstrengend ist», so der Sprachexperte. Die Autorin selbst nennt es in ihrem Twit-

ter-Profil «Satire», und bei der *Zeit* schrieb man von «Kunst» und warum das alles ein «taktisches Missverständnis» sei. Ich tippe, die Kolumne erhält den deutschen Satire-Preis. Selbstverständlich, jeder hat ein anderes Kunstverständnis. Wir alle interpretieren ständig Dinge in Texte, Filme oder Literatur hinein, die vielleicht vom Urheber gar nicht so gemeint sind. Weil aber Yaghoobifarahs Gesamtschreibwerk wie auch die konkrete Kolumne nicht wirklich durch Witz bestechen und sie sich schon in der Vergangenheit mehrfach polizeifeindlich geäussert hat (unter anderem mit Tweets wie «All Cops are Targets», alle Polizisten sind Ziele), nimmt ihr kein objektiver Mensch die Satire ab. Aber Objektivität ist ja heute auch überbewertet.

Das Gute an dem Mülltext ist, dass künftig kein kontroverser Schreiberling mehr mit Entrüstung rechnen muss. Denn was alles unter Satire fällt und darum problemlos geäussert werden kann, ist ja jetzt geklärt. Spass aufs Velo: Natürlich bleibt das ein frommer Wunsch, ich sehe die aggressive Empörung schon wie eine dampfende Lokomotive heranrollen, wenn der nächste eher konservative Text ein paar Gefühlchen verletzt. Es ist diese unsägliche Doppelmoral, die selektive Verurteilung, die mich am meisten stört. Das Wort «menschenfeindlich» wird inflationär verwendet, aber nur bei der gegnerischen Seite.

Irgendwann hat Bundesinnenminister Horst Seehofer eine Strafanzeige gegen die Autorin angekündigt (und später zurückgenommen) und aus der Kolumne, die bald als unbedeutend abqualifiziert werden würde, eine Staatsaffäre gemacht. Die Anzeige ist zwar legitim, aber völlig überzogen. Die Kolumne sollte man kritisieren, aber sicher nicht verbieten. Seehofers Ein-

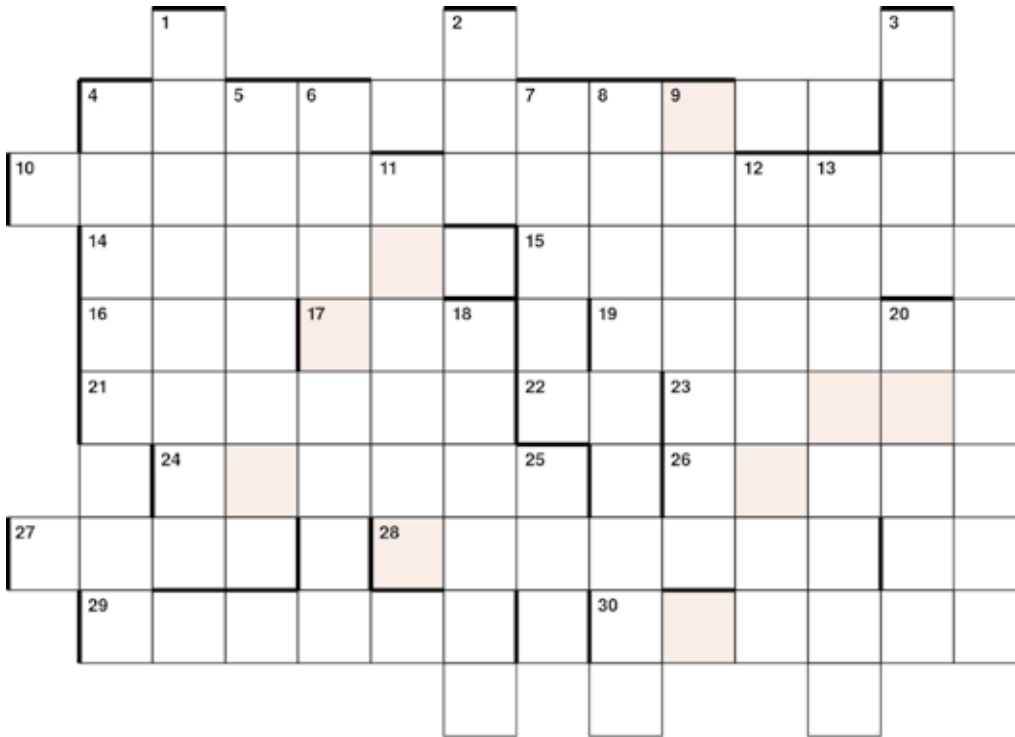
mischung aber hat viele Leute erst dazu veranlasst, sich mit der Autorin zu solidarisieren. Jetzt wurde sie zum Opfer erklärt und von ihren geistigen Mitstreitern als eine Jeanne d'Arc der Pressefreiheit bejubelt. Unfähige Politik wurde so zum Helfer von Hass.

Man zeigte sich bestürzt, schrieb Solidaritätskolumnen, forderte Seehofers Rücktritt. Prominente wie Jan Böhmermann, Margarethe Stokowski und Sibylle Berg unterzeichneten einen offenen Brief an Kanzlerin Merkel: «Wir fordern ein Bekenntnis von Ihnen und von der Bundesregierung, dass die Meinungsfreiheit in Deutschland weiterhin gewahrt bleibt» – und dass sich Seehofer bei Yaghoobifarah entschuldige. Es ist lustig, wie viele jener, die sich stets an vorderster Front gegen menschenverachtende Inhalte aussprechen, nun sehr viel mehr über eine Anzeige gegen eine menschenverachtende Kolumne empören als über die menschenverachtende Kolumne selbst.

Ob ein Text menschenverachtend ist, zeigt sich hier sehr einfach durch das Austauschen eines Wortes. Ersetzen wir, die Kunstbanausen, «Polizisten» mit «Frauen», würden die Kunstversteher Frauenverachtung anprangern, noch bevor die Toner-Tinte trocken ist. So entlarvt sich der Text als das, was er ist: Hass auf die Polizei. Da sehe ich keinen Unterschied zu Leuten, die gegen Ausländer wettern und sie pauschal verunglimpfen – nur wird das von der breiten Gesellschaft nicht toleriert. Die *Taz*-Kolumnistin aber wird von grossen Teilen des linksorientierten Spektrums unterstützt und gefeiert.

Dass Yaghoobifarah zwischenzeitlich aufgrund von Drohungen Polizeischutz beantragt hat, entbehrt natürlich nicht einer gewissen Ironie. Die Polizei, angefeindet und gedanklich auf die Müllhalde aussortiert, ist gerne willkommen, wenn es um die eigene Sicherheit geht. Auch wenn es freilich traurig ist, falls der Schutz tatsächlich benötigt wird. Polizisten sollten vielleicht mal landesweit streiken (Satire, hoho!).

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.  
Aktuelles Video auf [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)



**Lösungswort** — Geheimgesellschaft der Amateurfunker

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **4** Witzigerweise altbekannt für seine letzten Worte «Alle Speere zu mir!». **10** Lagern ascorbinsäurehaltigen Saft, natürlich segmentiert verstaut, unter ihrer Lederhaut. **14** Die Höhe gibt ferner die Grösse des Kalibers der Kragenweite an. **15** Advocatus Diaboli alias Beelzebubs juristisches Alter Ego. **16** Ist – einfach einer weniger als ein Mal – zum Versetzen der montagnes vital. **17** Nachbars Postableger und -zusteller. **19** Kommt wie ein Gockel an und zieht dann hoch zu Ross von dannen. **21** Wo aNNa84 über peter76s Witze LOLt. **22** In der Diktion der grossen Nation sowohl sowohl als auch als auch. **23** Die Bremer Stadtmusikanten noch bevor sie ihren Sänger fanden. **24** Mittelmeerstadt, gebaut aus leichtem Metall und starkem Verlangen. **26** Jakob Otto Emil Rosa Gustav. **27** Am Tiber furchtbar mutlos, an der Themse mächtig niederträchtig. **28** Sowas wie Abfunken, -jazzen und -rocken, geht mit synkopischem Rhythmus im Blut besonders gut. **29** Eingang sowie ein Gang. **30** Die Gegend ist notorisch dafür, erst Gelüste zu haben und danach Früchte zu tragen.

**Senkrecht** — **1** Wahlweise wahlfrei oder wahlweise. **2** Fiel mit der Tür ins Haus der Tanners beziehungsweise mit dem Raumschiff in deren Garage. **3** Kurz, klipp und klar: vielleicht. **4** Die Mannigfaltigkeit ist ein Zusammenklingen aller Stimmen. **5** Der «Family Guy»-Guy sitzt am Ruder dieses nach Flugzeugbauer Wilburs Bruder benannten Sternenschiffs. **6** Roger: Hat nur germanischen Ruhm im Kopf und einen altdeutschen Speer im Fuss. **7** Raubt, sofern man der alten Königin glaubt, wirklichen Prinzessinnen den Schlaf. **8** Der Edelmetallgürtel ist ziemlich leicht anleg-, doch nur sehr schwer wieder *abnehmbar*. **9** Absolut nicht absolut. **11** So schmeckt wohl die Nidel aus dem Lidl. **12** Fabriziert zum Beispiel Limousinen, nicht etwa Limonaden. **13** Gut in Südamerika: Wer nun aber an bien oder bem denkt, wurde auf die falsche Fährte gelenkt. **18** Nach dem der Flasche ist dafür der Schnapstrinker voll. **20** Seinem Wappen gemäss ein schwarzhäutiger Insulaner mit weissem Stirnband. **25** Moi, toi, nous sommes trois? Da fehlt doch noch einer!

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätsel Factory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 673



**Waagrecht** — **6** BESTATTERIN **12** FANTASIEREZEPT **14** [NEIGE]ZUG: franz. Schnee **15** Ich Tarzan, du IANE **17** MARGERITE **18** NARR **19** NAMEN **21** AZTEKE **23** [LA][MENTO]: il mento = ital. das Kinn **24** SHIP: engl. Schiff **25** UNIT: engl. Einheit/Element **26** ANROESTEN: Anagramm von «Senatoren» **27** USAIN Bolt (engl. Blitz): jamaikanischer Sprinter **28** KATER

**Senkrecht** — **1** [GENERAL]IST **2** KASERNEN **3** ETEUTZTOK: rückwärts «Kotztüte» **4** FREIGEIST **5** UNE: franz. eine **6** BANANEN **7** STIGMATA **8** TAGE **9** TIZIANROT: Anagramm von «Zitrat-Ion» **10** 1 ERG = 100 nJ: von griech. ergon = Arbeit **11** SPERLING **13** ZANK **16** NAEHER **20** EMAIL **22** TOE: engl. Zeh(e) **24** STET

**Lösungswort** — **ANGELPUNKT**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

# Wer Grosses vorhat, braucht maximale Sicherheit.

Für jede Herausforderung gerüstet.  
Mit visionärem Banking immer den Fortschritt im Blick.



Das gemeinsame Erreichen gesteckter Ziele ist das Geheimnis erfolgreicher Partnerschaften. Mit der LLB haben Sie eine dynamische Partnerin an Ihrer Seite, die exzellentes Private Banking, herausragende Expertise im institutionellen Geschäft und preisgekrönte Anlagekompetenz bietet. Denn wir wissen: Gemeinsame Erfolge schaffen Vertrauen und Bindung. [www.llb.li](http://www.llb.li)

 **Liechtensteinische  
Landesbank**<sup>1861</sup>  
Tradition trifft Innovation.